

„Unterm Strich zähl' ich“

Der Narzissmus als sozialpsychologische Signatur des konsumistischen Zeitalters

„Der Schöpfer des Spiegels
hat die menschliche Seele
vergiftet.“

Fernando Pessoa

In der Stadt sehe ich einen großen, milchkaffeebraunen jungen Mann:

Dreiviertellange Cargo-shorts, ärmelloses weißes Shirt, rasierte Glatze, Sonnenbrille, Muskelpakete, Tätowierungen. Er trägt einen Stöpsel im Ohr und telefoniert lautstark über ein unsichtbares Handy. Er berichtet einem Kumpel vom Verlauf der letzten Nacht und schildert die körperlichen Vorzüge der Frau, die er „abgeschleppt“ hat. Da geht er an einem Geschäft vorbei, in dessen Schaufenster sich ein großer Spiegel befindet. Er tritt näher heran und betrachtet sich eingehend. Er dreht und wendet sich vor den Augen der Passanten und nimmt Bodybuilder-Posen ein. Besondere Aufmerksamkeit verwendet er darauf, ob seine Oberarmmuskulatur „gut definiert“ und der Sixpack sich unter dem hautengen Shirt abzeichnet. Zufrieden wendet er sich ab und geht weiter. Die Fußgängerzone ist sein Laufsteg, die Passanten sind sein Publikum, das seine makellose Schönheit und Grandiosität zu spiegeln und zu bewundern hat.

Entgegen der landläufigen Annahme, „Narzissmus“ sei etwas Negatives, gilt es zunächst einmal festzustellen: Narzissmus bedeutet Selbstwertgefühl und die Mechanismen seiner Regulation, weiter nichts. Peter Sloterdijk hat einmal flapsig formuliert, wir Menschen müssten das Kunststück fertig bringen, den Willkürakt unserer Eltern, es bei ihrem Beischlaf auf eine Zeugung ankommen zu lassen, nachträglich gutzuheißen. Das ist es, was einen „gesunden, positiven Narzissmus“ ausmacht: Wir tun so, als hätten wir um unser Leben gebeten, nehmen es an und begreifen es als unser Leben. Gelingt uns das mit ausreichender Unterstützung unserer Erzeuger leidlich, erwerben wir ein Gefühl der leib-seelischen Kohärenz, des „Ich ... ich selbst“, das einigermmaßen krisenfest und kränkungssicher ist. Die Dinge können kommen, wir werden sie meis-

tern, so schnell wird uns nichts umhauen. Ein solches Selbst ist eine innere Kraftquelle, aus der Zuversicht, Mut, Selbstvertrauen, die Fähigkeit zu Hoffnung und Aktivität und auch ein Gefühl der Zufriedenheit erwachsen.

Wem in der sensiblen Phase der frühen Kindheit von seinen Bezugspersonen nicht genügend Anerkennung und Einfühlungsvermögen entgegengebracht worden ist, wird hingegen zeitlebens von Selbstzweifeln und Gefühlen der Minderwertigkeit heimgesucht und geplagt werden. Sein Selbst und Selbstgefühl gehen auf tönernen Füßen und bedürfen der äußeren Stützung durch Selbstwertprothesen und ständiger narzisstischer Zufuhr. Das Selbst bedarf differenzierter psychischer Nahrung, um sich entwickeln und ausreifen zu können. Wie andere seelische Instanzen ist es in den frühen, sensiblen Jahren einer Fülle von Schädigungsmöglichkeiten ausgesetzt, die beinahe irreparable Traumata hinterlassen können.



Neulich saß ich auf dem Balkon und genoss die Sonne. Von der Straße drang das Schreien eines Kleinkindes herauf. Eine junge Mutter schob ihr Kind in einem schwarzen Designer-Kinderwagen vor sich her. Sie trug eine Hiphop-Mütze und eine großflächige Sonnenbrille. Sie telefonierte mit ihrem Handy. Das Schreien des Kindes wurde immer wütender und lauter. Die Mutter hielt an, beugte sich hinab und nestelte aus dem am Wagen hängenden Einkaufsnetz irgendeine Süßigkeit hervor, die sie dem Kind in den Mund stopfte. Gierig lutschte es die Süßigkeit in sich hinein. Die Frau schob den Wagen weiter und setzte ihr Telefonat fort. 150 Meter weiter begann das Schreien von neuem. Seine Dezibelstärke konnte mit einer Kreissäge konkurrieren. Wieder folgte der Griff ins Einkaufsnetz, wieder bekam das Kind „das Maul gestopft“. Lachend sagte die Mutter etwas in ihr Telefon und ging weiter.

Auf die Idee, dass das Kind weint, weil es sich einsam fühlt und das Telefonieren als Missachtung empfindet, kam diese Mutter offensichtlich nicht.

Man muss ja nur für einen Moment die Perspektive wechseln und sich vorstellen, man ginge als Erwachsener mit jemandem spazieren, der unablässig in sein Handy hineinredet. Man würde es kein zweites Mal tun. Kinder haben nicht die Wahl, und so sitzen sie ratlos und verstört in ihren Wagen, während Mutter oder Vater mit anderen Menschen sprechen. Nie sind sie wirklich bei ihrem Kind. Was sollen diese Kinder machen? Sie schreien sich die Seele aus dem Leib, weil die erfahrene Bindungslosigkeit sie in einen Zustand der Angst versetzt. Vorbei die Zeiten, da Mütter den Kinderwagen schoben und dabei mit ihrem Kind plapperten oder Kinderlieder sangen, zum Beispiel „Nur wenn du den Blick hebst, kannst du die Sterne sehen. Nur wenn du den Blick hebst, kannst du nach vorne gehen.“

Die Sterne des Kindes sind - im Sinne Heinz Kohuts - die Augen der Mutter - und der Glanz des Glücks in ihnen, der auf das Kind zurückfällt und von ihm als Glücksversprechen und Ge-

wissheit des eigenen Werts verinnerlicht wird. Die Mutter und die Welt sind anfangs eins, die Mutter gibt dem Kind im Rahmen dessen, was Margaret Mahler als die „psychische Geburt des Kindes“ bezeichnet hat, also in einem Akt fortgesetzter Schöpfung, seine Realität: Das Kind existiert, weil und insofern die Mutter es sieht. Der Augenkontakt der Mutter zu ihrem Baby stellt die intersubjektive Urform bereit, eine Art Matrix für alle späteren Beziehungen und Kommunikationen. Der Säugling erfährt sich selber über das Gesicht der Mutter, das ihn anschaut und das sein erster Spiegel ist. Die Mutter leiht ihm ihre Augen. Wenn das Kind seinen Blick um sich herum schweifen lässt, spiegeln ihm die Dinge den mütterlichen Blick wider. Eine Mutter, die ihre Augen hinter einer Sonnenbrille verbirgt und ständig „anderswo ist“, beraubt das Kind seines Realitätsbezugs und damit seiner Wahrheit.

Mütter und Väter sollten also, wenn sie mit ihrem Kind zusammen sind, mit ihm im Dialog und einem regen emotionalen Austauschprozess und nicht mit anderen Dingen beschäftigt sein. Die liebende Aufmerksamkeit der Eltern und die sichere Bindung an diese offenbaren dem Kind sein Leben als eine Bewegung auf ein Ziel hin: Das Kind ist, wie Jean-Paul Sartre im ersten Band seines Werkes „Der Idiot der Familie“ schreibt, „der bewusste Pfeil, der mitten im Flug erwacht und zugleich den fernen Bogenschützen, das Ziel und den Rausch des Fliegens entdeckt. Wenn es wirklich die erste Pflege, die ihm durch das vielfältige Lächeln der Welt gewidmet wurde, in seiner ganzen Fülle empfangen, wenn es sich in der archaischen Zeit des Stillens absolut souverän gefühlt hat, dann werden die Dinge weitergehen.“

Die Krux ist, Liebe und Zuwendung lassen sich nicht verordnen. „Vor allem aber“, schrieb Adorno in seinem berühmten Aufsatz „Erziehung nach Auschwitz“ aus dem Jahr 1966, „kann man Eltern, die selber Produkte dieser Gesellschaft sind und ihre Male tragen, zur Wärme nicht animieren. Die Aufforderung, den Kindern mehr Wärme zu geben, dreht die Wärme künstlich an und negiert sie dadurch.“ Wenn Kälte und Indifferenz, die aus der Grundstruktur dieser Gesellschaft stammen, inzwischen bis in die Poren des Alltagslebens und die intimen Binnenwelten der Menschen vorgedrungen sind und sogar das Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern prägen, ist es zu spät.

Es mag sein, dass heutige Kinder weniger geschlagen und körperlich gezüchtigt werden, aber dafür haben sie unter neuartigen Entbehrungen zu leiden, die womöglich nicht minder grausam sind. Nietzsches Satz: „Welches Kind hätte nicht Grund, über seine Eltern zu weinen?“ hat offensichtlich nichts an Aktualität eingebüßt.

Um noch einmal auf die Ausgangsgeschichte zurückzukommen: Vielleicht muss das Kind warten, bis es über ein eigenes Handy verfügt. Dann kann es vom Kinderwagen aus, wenn es nach Aufmerksamkeit und Zuwendung dürstet, mal bei seiner telefonierfreudigen Mutter „anklopfen“.



Als ich begann, mir Gedanken über das Thema „Narzissmus“ zu machen, kamen mir bei einem Gang durch den Wald die Spieler des Gießener Basketball-Bundesligisten entgegen, der früher einmal *MTV 1846 Gießen* hieß und heute *LTi Gießen 46ers* heißt und englisch oder amerikanisch ausgesprochen wird. Sie absolvierten während der Vorbereitung auf die neue Saison morgendliche Waldläufe. Ihr lässiger und gleichzeitig flotter Laufstil erinnerte mich an eigene bessere Zeiten, als ich für diesen Verein Handball gespielt habe, und die Begegnung stimmte mich ein wenig wehmütig. Neben diesen langen Kerlen fühlte ich mich noch dazu zwergenhaft. Plötzlich dachte ich: Alle Menschen, vor allem aber „Narzissen“, die von Größenphantasien heimgesucht werden oder gar in ihnen schwelgen, sollten morgens an einer Basketballmannschaft vorbeigehen, damit sie gleich zu Beginn des Tages die Erfahrung ihrer Zwergenhaftigkeit machen und sich in Demut üben können. Mein Freund Peter gab allerdings, als ich ihm von meinem Einfall berichtete, zu bedenken: „An wem können denn die Basketballer vorbeigehen?“

Der bayrische Schauspieler Josef Bierbichler wird gefragt, ob man als Schauspieler eitel sein muss? Er antwortet: „Ich finde nicht. Wenn man es ist, und es ist sichtbar, ist es furchtbar. Aber es gibt welche, die sind hocheitel und es ist nicht sichtbar. Sie brauchen genau diese Eitelkeit, um so gut zu sein. Dann ist es in Ordnung. ... Der Spieltrieb ist ja auch eine Form der Eitelkeit. Der Spieltrieb muss aber eine geheime Antriebsfeder sein und die Kraft und das Material liefern, eine Rolle zu bedienen. Wenn der Spieltrieb sichtbar ist, ist es peinlich.“

Das, was am „Narzissen“ ins Auge fällt und die verbreiteten negativen Konnotationen des Begriffs hervorruft, sind die oftmals grotesk wirkenden Kompensationsversuche eines schwach ausgebildeten Selbstwertgefühls. Das heißt: Hätte unser eingangs geschilderter junger Mann ein intaktes und in sich ruhendes Gefühl seines Wertes, müsste er sich nicht so geckenhaft aufführen und seine Schwäche mit einer zur Schau gestellten Grandiosität überbauen. Wenn jemand sich weigert, ihm seine Grandiosität zu spiegeln und ihn zu bewundern, wird er die Rückseite seines Narzissmus kennenlernen: eine immense narzisstische Wut, die sich dicht unter der schönen und glatten Oberfläche aufhält und bei der kleinsten Kränkung durchbrechen kann. Unter einer dünnen Schicht aus selbstbewusstem Gehabe liegen Gefühle der Ohnmacht, Angst und des Selbstzweifels. Eine abschätzige Bemerkung, ein falscher Blick genügt und man wird Opfer einer aggressiven Attacke, die der Abwehr dieser unaushaltbaren Gefühle dient.

Der menschliche Narzissmus wird zu einer hochbrisanten, lebensgefährlichen Macht, wenn wir ihn ignorieren. Die normalen Mechanismen der Kränkungsverarbeitung versagen immer häufiger und kleinste Zurückweisungen und Demütigungen, die ein leidlich gesunder, selbstbewusster Mensch verkraftet und wegsteckt, können zu Auslösern eines narzisstischen Super-Gaus werden, dem nur noch mit extremer Gewalt begegnet werden kann. Es ist das Gefühl der Vernichtung, der narzisstischen Katastrophe, die durch Aggression abgewehrt werden sollen. Die Rückseite der Grandiosität sind Verzweiflung und Depression. Im Vorfeld vieler Tötungsdelikte stößt

man auf hin und her gehende, eskalierende Kränkungen, bis schließlich ein Satz fällt, der die narzisstische Achillesferse des Täters trifft und einen jetzt nur noch schwer zu stoppenden Mechanismus narzisstischer Wut entsperrt. Täter und Opfer spielen vor der Tat, wie Gerhard Mauz gesagt hat, „Federball mit Dynamit“.

Es kommt auch vor, dass jemand, ohne es zu beabsichtigen und ohne es zu ahnen, eine uralte Kränkung aktiviert und dadurch zum Double eines anderen wird, der einmal eine Schlüsselfigur einer als traumatisch erlebten Szene gewesen ist. Gerade bei scheinbar motivlosen Taten stößt man bei näherem Hinsehen auf solche Energieverschiebungen und affektiven Fehlschlüsse, die zu Erregungen am falschen Ort und gegen versetzte Objekte führen. Wie ein Verstärker schließen sich uralte Kränkungserfahrungen und Traumatisierungen an aktuelle Unlust- und Kränkungserfahrungen an. Das Opfer steht mitunter symbolisch für die Summe der erlittenen Kränkungen und lebensgeschichtlich akkumulierten Enttäuschungen.

Ein junger Mann sitzt nachts in seiner großstädtischen Wohnung. Kurz zuvor hat seine Freundin ihn verlassen und die Beziehung zu ihm aufgekündigt. Er tut sich schwer mit seiner Einsamkeit, aus der eine Verlassenheitsdepression aufzusteigen beginnt. Er spürt, wie er langsam aber sicher in den Sog einer Regression gerät, deren Falltiefe ungewiss ist. Er greift zu Alkohol und Kokain in der vagen Hoffnung, dadurch seine psychische Selbstauflösung aufhalten zu können. Doch die Drogen beschleunigen eher noch seine innere Desintegration. Unheilvolle, beängstigende Gefühle füllen ihn aus, er friert und kämpft gegen den Anstieg des Angst- und Panikpegels. Seine Innenwelt verwandelt sich zusehends in ein Kaleidoskop durcheinanderwirbelnder Fragmente, die sich zu immer skurrileren und ängstigeren Bildern zusammenfügen. So hält er es nicht länger aus, irgendetwas muss passieren.

Gegen morgen verlässt er das Haus, nachdem er sich eine scharfe Waffe in den Hosenbund gesteckt hat, die er sich Wochen zuvor gekauft hat, weil er sich, wie er selbst sagt, von irgendwelchen Leuten bedroht fühlte. Wahrscheinlicher ist, dass unser junger Mann hoffte, sein durch die Trennungsabsichten der Freundin gekränkter männlicher Stolz würde sich mit Hilfe dieses Macht verleihenden Instruments wieder aufrichten. Er ist unsicher im Gang und fürchtet, dass gleich jemand aus den Büschen des nahegelegenen Parks hervorbricht und sich auf ihn stürzt. Ein paar Schritte von seiner Haustür entfernt kommt ihm ein Mann entgegen, den er nicht kennt und der auch ihn nicht kennt. Der junge Mann erschrickt und denkt: „Jetzt ist es zu spät.“ Ob sie sich beim Passieren gegenseitig den Weg verlegen, wie es vorkommt, wenn jemand „unsicher im Gang“ ist, ob ihre Blicke sich kreuzen und ein wie immer flüchtiger emotionaler Austausch zwischen ihnen stattfindet, wissen wir nicht. Er verliert jedenfalls die Kontrolle über die Situation, zieht die Waffe aus dem Hosenbund und schießt zweimal aus nächster Nähe auf den Fremden, den er tödlich verletzt auf dem Gehweg zurücklässt.

Den Mechanismus, der wir hier ablaufen sehen, hat Melanie Klein „projektive Identifizierung“ genannt. Der junge Mann deponiert seine eigene innere Hölle unvermittelt im erstbesten Mensch, der seinen Weg kreuzt. Um sich selbst vor einem Kollaps seines Selbstwertgefühls und einer drohenden psychotischen Entgrenzung und zu retten, tötet und verletzt er einen anderen Menschen, dem auf dem Wege der Projektion die eigenen Absichten untergeschoben werden. Der Täter glaubt, nachdem er den anderen zum Container seiner eigenen Gefühle und Intentionen gemacht hat, sich verteidigen zu müssen und in Notwehr zu handeln.



In einem Artikel für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 29. Oktober 2009 liefert der Präsident der neu gegründeten *Internationalen Psychoanalytischen Universität* in Berlin, Jürgen Körner, einen Überblick über den Stand der Gewaltforschung. Er unterscheidet zwischen drei unterschiedlich aggressiven Tätertypen: dem *reaktiven Gewalttäter*, der sich schnell beleidigt fühlt und dann seine aufflammende Wut nicht beherrschen kann; dem *instrumentellen Gewalttäter*, der nur dann aggressiv wird und bedenkenlos zuschlägt, wenn er anders seine – oft dissozialen – Ziele nicht erreichen kann; und schließlich einem Gewalttäter, der scheinbar vollkommen *grundlos* zuschlägt.

Zum Verständnis diesen letzten Tätertyps, der uns in jüngster Zeit so beschäftigt, greift Jürgen Körner ebenfalls auf den von Melanie Klein geprägten Begriff der *projektiven Identifizierung* zurück und erläutert diesen an folgendem Beispiel: „Ein Jugendlicher sagte im Gespräch, er habe nach ein paar Bier seine Wohnung in ‚großem Frust‘ verlassen, habe schon gehaut, ‚dass was passieren wird‘, und dann sei er einem Mann begegnet, der ‚schon so guckte‘. ‚Ich dachte, der denkt, da kommt Dreck‘, fuhr er fort. Dann sei klar gewesen, dass er den niederschlagen werde. Wie lässt sich eine solche Gewalttat erklären? Der Jugendliche, der glaubte, der andere hielte ihn für ‚Dreck‘, war gequält von der Phantasie, er sei selbst nichts als Dreck, und er suchte einen x-Beliebigen, dem er dieses vernichtende Urteil zuschieben konnte. Im anderen also sieht er die Selbstentwertung, die ihn so kränkt, und er schlägt ihn nieder, um den vermeintlichen Aggressor und damit die Kränkung unschädlich zu machen.“

Lassen wir es vorerst bei diesen Beispielen für aus narzisstischen Kränkungen erbrüteten Sprengstoff bewenden.



Der Frosch, der dem Stier gleichen wollte

Ein Frosch sah einstmals einen Stier,
Des Wuchs ihm ungemein gefallen.
Kaum größer als ein Ei, war doch voll Neid das Tier;
Er reckt und bläht sich auf mit seinen Kräften allen,
Dem feisten Rind an Größe gleich zu sein.
Drauf spricht er: „Schau, mein Brüderlein,
Ist's nun genug? Bin ich so groß wie du?" - „O nein!" -
„Jetzt aber?" - „Nein!" - „Doch nun?" - „Wie du dich auch abmatt'st,
Du wirst mir nimmer gleich!" - Das arme kleine Vieh
Bläht sich und bläht sich, bis es - platzt.
Wie viele gibt's, die nur nach eitler Größe dürsten!
Der Bürgersmann tät's gern dem hohen Adel gleich,
Das kleine Fürstentum spielt Königreich,
Und jedes Gräflein spielt den Fürsten.

Die Fabeln von Jean de La Fontaine 1621 – 1695

Da er während der Einzelhaft in sogenannten Schlichtzellen untergebracht ist, zu deren karger Ausstattung kein Spiegel gehört, verliert der Gefangene A. im Laufe der Zeit das Gefühl für Körper und Selbst und ist in seiner Identität bedroht. Auf der Suche nach Spiegelung und Resonanz fragt er eines Tages einen Beamten: „Wie sehe ich eigentlich aus?“ „Es ist egal, wie du aussiehst“, antwortet der Beamte. Daraufhin rastet A. zum ersten und einzigen Mal während seiner Einzelhaft aus. Er tritt gegen die Tür und brüllt: „Ich bin doch kein Tier!“ Er zerschlägt alles, was sich zerschlagen lässt, bis er irgendwann erschöpft zusammenbricht.

Vor dem Supermarkt sitzen dicke Frauen mit Kindern auf einer Mauer. Die Frauen tragen dünne Hemdchen und haben die Haare hochgesteckt. Sie rauchen, kauen Kaugummi und starren auf ihre Handys. Die Kinder reißen Blumen aus einem Kübel und werfen die Blüten auf den Boden. Die kleineren Kinder sitzen oder liegen in Kinderwagen und schreien. In den Einkaufswagen liegen Bierdosen, Fertiggerichte, Tüten mit Chips und Süßigkeiten. Ab und zu brüllt eine der Frauen den Namen eines ihrer Kinder. In der Mittelschicht nennt man seine Kinder Anne-Sophie und Leon Bruno und drückt auf diese Weise aus, dass man sich etwas von ihnen erwartet: „Ihr seid etwas Besonderes, werdet nicht gewöhnlich.“ Was aber wünschen sich Eltern, die ihre Kinder Angélique, Jaqueline, Marco, Justin oder Kevin nennen?

„Ein Hase hoppelte sorglos und unachtsam über eine Weide. Er rannte gegen einen Zaunpfahl, stieß sich den Kopf und torkelte benommen durch die Gegend. Zufälligerweise stand auf dieser

Weide auch noch eine Kuh. Der Hase stolperte zwischen ihre Beine und brach dort zusammen. ‚Sieh an‘, sagte die Kuh, ‚ich habe einen Hasen gefangen‘.“
(Janwillem van de Wetering)

Als 2010 Loki Schmidt im Alter von 91 Jahren gestorben war, wurde ein Interview wiederholt, dass Giovanni di Lorenzo mit dem Ehepaar Schmidt geführt hat. Die beiden wären im Jahr 2012 70 Jahre verheiratet gewesen. Schmidt sagte, Lafontaine und Schröder könnten sich von dieser Konstanz „eine Stange abschneiden“. Als Helmut Loki zum ersten Mal zu Hause besuchte, wohnte die fünfköpfige Familie in einer dunklen Hinterhofwohnung von 28 Quadratmetern. Der Vater war Elektriker, die Mutter Schneiderin, einfache Leute, die ihre Kinder dennoch mit großer Hingabe erzogen und ihnen Bildung und Ausbildung zuteilwerden ließen. Loki wurde Lehrerin und sie ließ ihren Helmut, als er den Krieg glücklich überstanden hatte, studieren, wie sie schmunzelnd sagte. Di Lorenzo fragt, ob Schmidts männliches Selbstwertgefühl wegen dieser Abhängigkeit von seiner Frau nicht gelitten habe. Schmidt schaut ihn erstaunt an, zögert und sagt dann nach ein paar Zügen an der unvermeidlichen Zigarette sinngemäß: „Aber, Herr di Lorenzo, das hat es doch damals noch gar nicht gegeben.“



Im berühmten „Vokabular der Psychoanalyse“ von Laplanche und Pontalis kommt der Begriff „Selbstwertgefühl“ noch nicht vor. Größere Aufmerksamkeit erfuhr der Themenkomplex „Narzissmus“ erst ab den 70er Jahren. Die narzisstische Persönlichkeitsstörung wurde 1980 zum ersten Mal in ein Diagnosemanual aufgenommen, und zwar in den DSM-III. Erst in der Folge der Rezeption von Heinz Kohuts Buch „Narzissmus“ (Frankfurt/Main 1976) begann sich der Begriff langsam durchzusetzen. In den Praxen der Psychoanalytiker tauchten neue Krankheits- und Störungsbilder auf, die zu einer Weiterentwicklung der psychoanalytischen Theorie und Praxis nötigten: Die nun dominant werdenden psychischen Gleichgewichtsstörungen und Erkrankungen waren mit den klassischen Modellen und Theorien der psychoanalytischen Neurosenlehre nicht mehr zu erfassen. Das Strukturmodell der innerpsychischen Konflikte zwischen Es, Ich und Über-Ich ist an den Binnenkonflikten der patriarchalischen Traditionsfamilie der bürgerlichen Vergangenheit orientiert. Es ging Freud in der Anfangszeit um die Bewusstmachung der ins Unbewusste verdrängten Triebregungen und verpönter, um ödipale Wünsche kreisender Phantasien, die sich in Angst verkehrt hatten und in der chiffrierten Sprache neurotischer Symptome artikulierten. Das war, wenn man so will, die Psychoanalyse der Salongesellschaft des Wiener Bürgertums vor dem ersten Weltkrieg. Jetzt traten diese klassischen Störungsbilder zurück und man bekam es vermehrt mit Folgeschäden einer gestörten frühkindlichen Entwicklung, Störungen zentraler Subjektfunktionen, des kohäsiven Selbsterlebens und der Selbstwertregulation zu tun, wie sie insbesondere in erodierenden, von Auflösungserscheinungen gekennzeichneten Familien auftreten.

Inzwischen ist der Begriff „Selbstwertgefühl“ zu einer Allerwelts-Vokabel geworden: „Das Selbstwertgefühl der Schalker Spieler ist nach vier Niederlagen in Folge am Boden“, sagt heute ein Sportreporter, und in jeder zweiten Stellungnahme von Sozialarbeitern und Lehrern ist vom „mangelhaften Selbstwertgefühl“ eines Gefangenen oder Schülers die Rede. Seit dem Erscheinen von Christopher Laschs berühmtem gewordenen Buch hat sich herumgesprochen, dass wir im „Zeitalter des Narzissmus“ (München 1980) leben.



Eine Großmutter kauft in Begleitung ihres Enkels ein. Während sie den Einkaufswagen durch die Gänge schiebt und mit allerhand sogenannten Lebensmitteln belädt, verschwindet ihr vielleicht 5-jähriger Enkel in der Zeitschriften- und Videoecke. Als die Oma sich der Kasse nähert, ruft sie ihren Enkel herbei. Dieser bringt ein Comic-Heftchen mit und verlangt in rüdem Kommando-Ton, dass die Oma es ihm kaufen solle. Die Oma weigert sich und sagte: „Leg das wieder weg, das kaufen wir nicht!“ Daraufhin beginnt der Enkel sich wie Rumpelstilzchen aufzuführen: Er tobt, springt herum, schreit wie am Spieß. Und obwohl er seine Großmutter in eine äußerst peinliche Lage bringt - die Augen aller Kunden sind auf die Szene gerichtet -, bleibt sie standhaft und macht den „Tanz ums goldene Kind“ nicht mit. Dieses rast und tobt weiter, schmeißt das Heft zu Boden, stößt die Eingangstür auf und tobt draußen weiter. Er schlägt mit Fäusten gegen das Schaufenster, so dass man sowohl um die Scheibe als auch um seine Hände fürchten muss. Die Oma hebt das Heftchen auf, bringt es an seinen Platz zurück und bezahlt. Sie folgt ihrem Enkel nach draußen und packt den immer noch schreienden und tobenden Jungen bei der Hand. Dieser schlägt nach ihr und reißt sich los. Als ich ebenfalls den Laden verlassen habe und mein Rad besteige, sehe ich sie den Platz vor dem Geschäft überqueren und in einer Seitenstraße zwischen den Häusern verschwinden. Noch immer ist das Kind nicht zu bändigen, reißt am Arm der Oma und schreit, als ginge es um sein Leben.

„Der Mensch darf sein eigenes Gesicht nicht sehen können. Das ist das Allerschlimmste. Die Natur verlieh ihm die Gabe, sein Gesicht ebenso wie seine eigenen Augen nicht ansehen zu können. Nur im Wasser der Flüsse und Seen konnte er sein Antlitz erblicken. Und die Stellung, die er dabei einnehmen musste, war symbolisch. Er musste sich bücken, sich niederbeugen, um die Schmach zu begehen, sich anzuschauen. Der Schöpfer des Spiegels hat die menschliche Seele vergiftet“, schrieb Fernando Pessoa in seinem *Buch der Unruhe*.

So beeindruckend und einleuchtend diese Passage auch ist, ist es dennoch nicht der Erfinder des Spiegels, den wir für die zeitgenössischen Folgen des „pathologischen Narzissmus“ und die Exzesse menschlicher Eitelkeit verantwortlich machen können. Er konnte nicht ahnen, dass der Spiegel sich aus einem Medium der Selbstvergewisserung in ein Instrument der sozialen Kontrolle verwandeln würde. Wir sind seit einiger Zeit in eine gesellschaftliche Entwicklungsstufe einge-

treten, die den Spiegel und die Spiegelung zwecks Förderung des Verkaufs von Waren und Dienstleistungen instrumentalisiert. Unablässig appelliert die Gesellschaft an narzisstische Sehnsüchte und Bedürfnisse. „Unterm Strich zähl ich“, wirbt die Postbank, und eine Autofirma lässt in einem Werbespot einen Mann seelenruhig, beinahe wie in Trance, durch eine apokalyptische Gewitterszene schreiten. Um ihn herum schlagen Blitze ein, die Welt scheint unterzugehen. Dann erreicht der Mann seinen mit einer Klimaanlage ausgestatteten Wagen, steigt ein und fährt fort. Er hat es gerade noch geschafft, ganz allein – und dank eines bestimmten Produkts.

Nach mir die Sintflut, scheint zum Motto einer Gesellschaft zu werden, die Solidarität, Rücksichtnahme und gegenseitige Hilfe diskreditiert und ganz auf die Karte individueller Nutzenmaximierung setzt. Das Konsumdenken führt dazu, dass die Menschen sich untereinander als Produkte wahrnehmen und auch so behandeln. In Namen des Primats des Konsums bricht sich ein grenzenloser Individualismus Bahn, der nur noch das Recht des Dschungels kennt. Das Wirken des darwinistischen Prinzips in der entfesselten Konkurrenzgesellschaft kann folgende Geschichte illustrieren: Zwei Jungen begegnen irgendwo in den amerikanischen Wäldern einem aggressiven Grizzlybären. Während der eine in Panik gerät, setzt sich der andere seelenruhig hin und zieht sich seine Turnschuhe an. Da sagt der in Panik Geratene: „Bist du verrückt? Niemals werden wir schneller laufen können als der Grizzlybär.“ Und sein Freund entgegnet ihm: „Du hast Recht. Aber ich muss nur schneller laufen können als du.“

„Spaß zu haben“ wird zum kategorischen Imperativ, der „Tanz ums goldene Selbst“ zum Lebensinhalt. Der von den zeitgenössischen Menschen befragte Spiegel antwortet mit Aufforderungen wie diesen: „Nimm dich nicht einfach so hin, mach etwas aus dir, verschönere dich! Du bist selbst verantwortlich für das, was du dort siehst. Benutze Kosmetikprodukte, lass dich operieren, geh ins Fitnessstudio!“ Der Körper wird nicht mehr als etwas akzeptiert, mit dem die Natur uns ausgestattet hat und mit dem wir uns zu arrangieren haben, sondern gilt als eine Art Rohstoff, aus dem etwas zu formen ist, das sich im Einklang mit gesellschaftlichen Schönheitsidealen und Erwartungen befindet. Den entscheidenden Wert, der heute produziert wird, hat Gernot Böhme den „Inszenierungswert“ genannt: Die Ware enthält zusätzlichen Wert durch den Beitrag, den sie zur Inszenierung und Steigerung dessen erbringt, was man – euphemistisch genug - Leben nennt.



Nachdem die elementaren Bedürfnisse befriedigt sind, setzt der Kapitalismus auf Bedürfnisse, die durch ihre Befriedigung nicht zur Ruhe kommen, sondern vielmehr gesteigert werden. „Der Trick ist“, sagt Zygmunt Bauman, „eine Sehnsucht zu wecken, die sich fortwährend nach neuen Sehnsüchten sehnt.“ Es sind dies Sehnsüchte und Bedürfnisse nach Ausstattung des Lebens, Sichtbarkeit, Sich-Unterscheiden, Sich-Spüren und Intensität. Dabei werden sich die Menschen in ihrem rastlosen Bemühen, sich zu unterscheiden, immer ähnlicher. Der Distinktionsgewinn, den mir der Kauf eines bestimmten Produkts verschafft, schwindet in dem Maß, wie

dieses Produkt zur Massenware wird. Der Selbstwert wird von einem inneren Zustand und einer autonomen Leistung des Subjekts mehr und mehr zu einem Akt der Staffage. Gefühle der Leere, des Versagens und der Langeweile sollen durch immer neue synthetische Kicks und Einkäufe vertrieben werden. Zahlreiche Zeitgenossen erleben den Konsum als narzisstische Zufuhr und Steigerung ihres Wohlbefindens, das *Shopping* wird für sie zur Lebensform und zum Garant des inneren Gleichgewichts. Das „Sich-etwas-Gönnen“ wird als Entschädigung für ungelebtes Leben und Prämie auf das reibungslose Funktionieren in Alltag und Beruf akzeptiert.

Bei der Wahl der Selbstwertprothesen gibt es Unterschiede zwischen den Geschlechtern und den gesellschaftlichen Schichten und Klassen. Autos, Hunde, Goldketten, Uhren und Waffen sind das Viagra des Stolzes der männlichen Unterschicht. Als Hülle eines fragilen männlichen Selbst dienen getunte Autos und ein antrainierter und mit hohem Aufwand in Form gehaltener Muskelpanzer.

Frauen benutzen zum Aufmöbeln ihres Selbstwertgefühls Friseurtermine, Besuche bei der Kosmetikerin, Schönheitschirurgische Eingriffe und exzessives Shopping, wobei Parfüm, Klamotten, Schuhe, Handtaschen privilegierte Objekte des Begehrens sind.

In den höheren Einkommensstufen werden die Autos exklusiver, der demonstrative Konsum und die Wohnungseinrichtung aufwendiger und luxuriöser. Die psychische Funktion ist aber überall die gleiche: Ein schwaches Selbst geht an den Krücken eines identitätsstiftenden Konsums und um ihn kreisender Inszenierungen.

Der Konsum bildet in all seinen Facetten den libidinösen Kitt der Gesellschaft und das zentrale Medium der sozialen Integration. Eine Abstraktion wie „die Gesellschaft“ kann nicht wirklich zum Gegenstand libidinöser Besetzung werden, sehr wohl aber die oben genannten Gegenstände und Apparate. Der späte Kapitalismus hat das Kunststück fertig gebracht, dass die Menschen die Funktionsimperative des Konsumismus als intimste ihrer Leidenschaften erleben. Diese enge Verzahnung von menschlichen Selbstkonzepten und Triebbedürfnissen mit den Erfordernissen und Funktionsweisen des herrschenden Systems ist die Lösung des Rätsels der heutigen Gestalt der „freiwilligen Knechtschaft“ (Étienne de La Boétie) und die Antwort auf die Frage, warum die Masse der Menschen die bestehenden Verhältnisse akzeptiert und tagtäglich mehr oder weniger engagiert an ihrer Reproduktion und Aufrechterhaltung arbeitet.



Für Nietzsche verkörperte der Schauspieler den Prototyp eines im Entstehen begriffenen Menschentyps, der, „den sogenannten Charakter beiseite schiebend“, sich „auf neue Umstände immer neu einzurichten, immer wieder anders zu geben und zu stellen hat, befähigt allmählich, den Mantel nach *jedem* Wind zu hängen und dadurch fast zum Mantel werdend ...“ Unter dem Zwang äußerer Umstände entwickle sich dieser „Überschuss von Anpassungsfähigkeiten aller Art“ auch „bei Familien des niederen Volks“, die gezwungen seien, sich „geschmeidig nach ihrer Decke zu strecken“ und „auf neue Umstände immer neu einzurichten“.

Hat Nietzsche hier in seiner „Fröhlichen Wissenschaft“ nicht eine ziemlich genaue Beschreibung des „flexiblen Menschen“ von heute geliefert?

Er selbst sah sich zwischen zwei widerstrebenden Empfindungen eingeklemmt oder von zwei unabweisbaren, sich scheinbar widersprechenden Erfahrungen zerrissen. „Dagegen hasse ich die *dauernden* Gewohnheiten und meine, dass ein Tyrann in meine Nähe kommt und dass meine Lebensluft sich *verdickt*, wo die Ereignisse sich so gestalten, dass dauernde Gewohnheiten daraus mit Notwendigkeit zu wachsen scheinen: zum Beispiel durch ein Amt, durch ein beständiges Zusammensein mit denselben Menschen, durch einen festen Wohnsitz, durch eine einmalige Art Gesundheit. Ja, ich bin allem meinem Elend und Kranksein, und was nur immer unvollkommen an mir ist – im untersten Grund meiner Seele erkenntlich gesinnt, weil dergleichen mir hundert Hintertüren lässt, durch die ich den dauernden Gewohnheiten entrinnen kann. – Das Unerträglichste freilich, das eigentlich Fürchterliche, wäre mir ein Leben ganz ohne Gewohnheiten, ein Leben, das fortwährend die Improvisation verlangt – dies wäre meine Verbannung und mein Sibirien.“

Statt sich zwischen zwei schlechten Möglichkeiten zu entscheiden, besteht die Lebenskunst gerade darin, Zwiespälte nicht nach einer Seite hin gewaltsam einzuebnen oder sonstwie künstlich zu planieren, sondern prüfend in der Schwebe zu belassen und die Widersprüche auszutragen. Ein „unglückliches Bewusstsein“ ist freilich der Preis für einen solchen lebensgeschichtlichen Balance-Akt, der das Bewusstsein von einstweilen nicht zu lösenden Widersprüchen wach und offen zu halten versucht. Aus diesen sich verfilzenden Widersprüchen fand Nietzsche nie heraus und am Ende wurde er von ihnen verschlungen. Wer Widersprüche nicht auszutragen vermag, sollte von der Philosophie, letztlich vom Denken, die Finger lassen, hat Adorno seinen Studenten immer wieder gesagt – wohl wissend, dass die Fähigkeit, Unsicherheit und Ungewissheit zu ertragen, unter ihnen nicht allzu verbreitet war und ist. Also wird bis auf den heutigen Tag nicht mehr gedacht. Jugend beschränkt sich gegenwärtig weitgehend darauf, sich innerhalb der herrschenden Verhältnisse amüsieren und *Spaß haben* zu wollen. *Big fun in good life* lautet das Lebensprogramm dieser Generation, aber der Spaß geht daneben, weil er von Ohnmacht und Unterwerfung unter einen zutiefst unversöhnten gesellschaftlichen Zustand zeugt und mit einem ungeahnten Ausmaß an weltweitem Elend einhergeht.

Thomas Pynchon hat in seinem 1973 erschienenen Buch „Die Enden der Parabel“ die Hochgeschwindigkeits- und Spaßgesellschaft der Gegenwart bereits kühn vorweggenommen: „Innerhalb des Systems zu leben ist wie eine Überlandfahrt in einem Bus, der von einem Wahnsinnigen gesteuert wird, der seinen Selbstmord plant ... obwohl er ein netter Kerl ist und ständig Witze über den Lautsprecher lässt.“



Der ehemalige Lehrer Daniel Pennac erzählt in seinem Buch „Schulkummer“ (Köln 2009) folgende Episode von einem Elternsprechtag:

Dann ist da der verärgerte Vater, der mir kategorisch erklärt: „Meinem Sohn fehlt es an Reife.“ Dieser Vater ist ein junger Mann, der mir in den lotrechten Linien seines Anzugs mit durchgedrücktem Rücken korrekt gegenüber sitzt. Seinem Sohn fehlt es an Reife. Gesagt ohne jede Einleitung. Und als Feststellung, die zu keiner Frage, keinem Kommentar auffordert. Eine Lösung will er, und basta. Trotzdem frage ich nach dem Alter des Sohnes.

Er: „Schon elf.“

An diesem Tag bin ich nicht in Form. Vielleicht schlecht geschlafen. Ich stütze meine Stirn in beide Hände. Schließlich erkläre ich, unfehlbar wie Rasputin:

„Ich habe die Lösung.“

Er zieht eine Braue hoch, sieht mich befriedigt an. Schön, zwei Spezialisten unter sich. Und, wie lautet die Lösung?

Ich sage sie ihm: „Warten Sie ab.“

Damit ist unser Gespräch praktisch am Ende. Er ist nicht zufrieden.

„Der Junge kann doch nicht ewig spielen!“

Am darauffolgenden Tag begegne ich diesem Vater auf der Straße. Derselbe Anzug, dieselbe Straffheit, derselbe Aktenkoffer. Aber er bewegt sich auf einem Tretrroller fort.

Ich schwöre, das ist Wahrheit...

Erleben wir nicht seit Jahren eine kollektive Infantilisierung und die Geburt eines Wesens, das man als *Erwachsenen-Kind* bezeichnen könnte? Der Axolotl als neuer Sozialcharakter und Lebensform? Opas tragen dieselben albernen Kappen und Sonnenbrillen wie ihre Enkel, allenthalben und überall wird an in Rucksäcken mitgeführten Flaschen gesuckelt und genuckelt. Es existiert eine allgemeine Regression zu Wiege und Rassel. Zwischen dem Säugling, für den eine Lebensversicherung abgeschlossen wird, und dem Greis, der sie einlöst, bestehen nur noch graduelle Unterschiede. Die Konsumgesellschaft bringt einen gefräßigen, ungeduldigen, auf seinen Spaß bedachten ewigen Säugling hervor, der sich genüsslich die Flasche geben lässt und für den die kleinste Verzichtleistung zur Quelle eines tiefen Unbehagens oder einer immensen Wut werden kann.

Wo man geht und steht, kommt einem jemand entgegen, der in ein Telefon spricht oder mit dem SMS-Daumen eine Nachricht eintippt. In jedem dritten Auto telefoniert der Fahrer. Ich frage

mich, was in den letzten Jahren passiert sein muss, dass es plötzlich so viel zu sagen gibt. Und dass so vieles derart dringend ist, dass es unmittelbar gesagt werden muss und keinen Aufschub duldet. Wie haben die Menschen es vor noch nicht allzu langer Zeit ausgehalten, allein und unüberwacht durch die Straßen zu gehen, die Umgebung mit ihren Sinnen wahrzunehmen und still den Gedanken nachzuhängen, zu denen man durch das städtische Treiben angeregt wird? Können die Menschen die Erfahrung des Getrennt- und Alleinseins nicht mehr ertragen? Haben sie die Fähigkeit verlernt, Impulsen nicht unmittelbar nachzugeben und Bedürfnisse aufzuschieben? Und wo ist das Gefühl der Scham geblieben, das Menschen vor noch nicht allzu langer Zeit davon abgehalten hat, intime Dinge in der Öffentlichkeit und vor den Ohren Fremder auszuplaudern? Die an der Schwelle zur Moderne von René Descartes formulierte Seinsvergewisserung: „Ich denke, also bin ich“ scheint unter unseren Augen von einer zeitgenössischen Form abgelöst zu werden, die lautet: „Ich telefoniere (oder simse, chatte, maile), also bin ich.“



Piere Paolo Pasolini hat in seinen fast vergessenen „Freibeuterschriften“ die Geschichte eines Bäckerjungen erzählt: „Früher war der Bäckerjunge einmal eine Gestalt, die immer und ewig fröhlich war: eine Fröhlichkeit, die ihm förmlich aus den Augen sprühte. Er machte pfeifend seine Runde durch die Straßen und ließ seine Sprüche los. Niemand konnte sich seiner Lebensfreude entziehen. Er war sehr viel ärmlicher gekleidet als heute: die Hosen voller Flicker, das Hemd oft nur noch ein Fetzen. Doch all das gehörte zu einem kulturellen Modell, das in seinem Milieu einen Wert, einen Sinn hatte. Und er war stolz darauf. Der Welt des Reichtums hatte er seine Welt, mit eigenen Werten, entgegensetzen. Er kam in die Häuser der Reichen mit einem *von Natur aus* anarchistischen Lachen, dessen Spott nichts ausließ; dennoch war er vielleicht voller Respekt. Doch war das eben der Respekt dessen, der aus einer anderen Welt kommt. Und überhaupt: entscheidend ist, dass dieser Mensch, dieser Junge fröhlich war.“ Das bäuerliche und proletarische Leben hatte trotz aller materiellen Armut seine eigenen Werte und seine Würde, und diese werden im Zuge der Ausbreitung dessen, was Pasolini den Lebensstil des „hedonistischen Konsumismus“ genannt hat, zerstört.

Pasolini scheut sich nicht, im Kontext dieser Kulturzerstörung von einem „Völkermord ohne Blutbäder und ohne Massenerschießungen“ zu sprechen und wählte als Metapher für all diese Zerstörungen die des „Verschwindens der Glühwürmchen“. Der „Konsumismus“ hat zynisch eine Welt vernichtet und sie in eine vollkommen irrealen verwandelt, wo keine Wahl zwischen Gut und Böse mehr möglich ist. „Eine Entscheidung hat allerdings doch stattgefunden: die für die Versteinerung, für den Mangel an Mitleid. Es war das Fernsehen, das auf der praktischen Ebene das Zeitalter des Mitleids abgeschlossen und das hedonistische Zeitalter eingeleitet hat. Ein Zeitalter, in dem Jugendliche, die ebenso anmaßend wie frustriert sind aufgrund der Dummheit und gleichzeitigen Unerreichbarkeit der ihnen von der Schule und dem Fernsehen gebotenen Modelle, unaufhaltsam dazu neigen, entweder aggressiv bis zum Verbrechen oder passiv bis zum Un-

glücklichsein zu werden (was keine geringere Schuld ist).“ Sie regredieren auf einen Zustand primitiver Stumpfheit und stoßen nur noch ab und zu obszöne Wortfetzen aus.

Der Konsumzwang erweist sich in den Augen Pasolinis als eine einzige anthropologische Katastrophe. Der Untergang der bäuerlichen und frühindustriellen Welt hat zu einer „anthropologischen Mutation“ geführt: einer extremen Vereinheitlichung unter dem Zwang zu konsumieren. „Es ist ein und derselbe Schoß, aus dem heute sämtliche Italiener kriechen.“

Die Kinder des Konsumismus gleichen Monstern: bleiche Gesichter, erloschene, stumpfe Augen. Die Jugendlichen sind Masken eines einzigen fortschreitenden, bewusstlosen Integrationsprozesses, der kein Erbarmen kennt: „Ihre Augen irren umher, nicht der geringste Lichtschimmer mehr in ihren Augen: ihre Gesichtszüge sind Robotern nachgebildet – nichts Persönliches, nichts Eigenes ist mehr darin.“ Der klassenübergreifende konsumistische Hedonismus zwingt die Jugendlichen, sich in ihrem ganzen Verhalten, ihrer Kleidung, ihren Schuhen, ihren Frisuren, ihrem Lächeln, ihren Bewegungen und ihren Gesten, ihrer Art sich zu küssen und zu umarmen, dem anzupassen, was ihnen die mediale Welt und besonders die Werbung vorgeben. (Freibeuterschriften, Berlin 1978)

Haben wir gut dreißig Jahre später Veranlassung, Pasolinis pessimistischer Sicht zu widersprechen?



Von einer anderen Kategorie zeitgenössischer „narzisstischer“ Verbrechen war bisher noch nicht die Rede. Sie sollen hier nur kurz erwähnt werden, weil ich ihnen in meinem Buch *„... damit mich kein Mensch mehr vergisst! Warum Amok und Gewalt kein Zufall sind“* gründlich nachgegangen bin und ich mich nicht mehr als nötig wiederholen möchte. Diese Taten werden verübt, damit sie zu Bildern werden und der Täter gesehen wird. Ganz unverblümt hinterlassen jugendliche Amokläufer in ihren Internetbotschaften, dass sie ihre mörderische Tat begehen, damit man sie nicht mehr vergisst, sie wahrgenommen und berühmt werden. Anhand des neuen kriminellen Trends, wildfremde Leute in U-Bahn-Schächten vor laufenden Kameras zusammenzuschlagen und zusammenzutreten, habe ich zu zeigen versucht, dass die von den Überwachungskameras aufgenommenen Bilder, die abends durch die Nachrichtensendungen flimmern, Teil der Tatplanung und womöglich das eigentliche Ziel sind. (Götz Eisenberg: Im Glanz des Kamera-Auges, in: Der Freitag vom 19. Mai 2011 und im Magazin „Auswege“)

Bei alledem handelt es sich um pathologisch und delinquent entglittene Extremvarianten üblicher zeitgenössischer Identitätsbildungsprozesse und approbierter Selbst-Konzepte: Jugendliche sitzen sich im Café gegenüber – mit unruhig zuckenden Beinen - und nehmen sich mit ihren Handys wechselseitig auf. Sie stellen bereitwillig ihr Leben und ihr „Innerstes“ auf irgendwelchen Internet-Plattformen zur Schau. Sie streben danach, in Casting-Shows auftreten zu können. Exzessive Selbstdarstellung, Sichtbarkeit, betonte Körperlichkeit, Styling, Hypersexualisierung

sind Bestandteile ihres Alltags geworden. All diese zeitgenössischen Kapriolen der jugendlichen Lebenswelt weisen darauf hin, dass der Narzissmus heute medial vermittelt ist oder sich der Medien zu seiner Entfaltung und Bewirtschaftung bedient.

Eine Gesellschaft, die im Interesse des Massenabsatzes von Waren und Dienstleistungen den Narzissmus ihrer Mitglieder unablässig stimuliert, darf sich nicht wundern, wenn auch dessen malignen, also bösartigen, Varianten verstärkt in Erscheinung treten. Der Hass dringt in den zivilen Alltag ein, unter und hinter den wohlgeordneten und glitzernden Fassaden der Konsumgesellschaft grassieren Vandalismus und Gewalt. Mit demonstrativer und mitunter scheinbar motiv- und grundloser Gewalt holt sich „das Lumpenproletariat der Aufmerksamkeitsökonomie“ (Georg Franck) die Aufmerksamkeit, an die es anders und auf gesellschaftlich lizenzierte Weise nie käme. Auch die Zukurzgekommenen und aus dem Markt Herausgefallenen wollen her austreten aus dem Schatten der Nicht-Beachtung und verweigerten Anerkennung und sich im Glanz des Kamera-Auges spiegeln, der mehr und mehr an die Stelle des Glanzes im Mutterauge tritt. Salopp gesagt: Wer bei *Deutschland sucht den Superstar* nicht landen kann, kann als Amokläufer oder U-Bahn-Schläger in die Hall of Fame der Übertäter eingehen und für Schlagzeilen und Sendezeit sorgen. Negative Aufmerksamkeit ist besser als gar keine!



Mit Menschen wie meinem Vater wäre der Konsumismus nicht möglich gewesen. Er entstammte dem durch den Roman Ernst Glaesers berühmt gewordenen „Jahrgang 1902“. Er wuchs in einem protestantischen Pfarrhaus im wilhelminischen Deutschland auf. Sein Vater repräsentierte als Pastor diese Gesellschaft und den Kaiser. Die Arbeiter hingen, um ihn zu provozieren, am 1. Mai eine rote Fahne in die Linde vor dem Pfarrhaus, die er durch den Küster entfernen ließ. Da ein Mensch seine Prägung in Kindheit und Jugend erfährt und sich in seinen Erziehungspraktiken in der Regel von den damals verinnerlichteten Prinzipien leiten lässt, fiel der lange Schatten des Wilhelminismus auch noch auf meine und meiner Geschwister Kindheit. Was bedeutet das?

Es wurde gespart, nicht aus ökonomischer Not, sondern aus Prinzip. Wehe es brannte ein überflüssiges Licht! Der Teller wird abgegessen, unter allen Umständen. Nichts wurde weggeworfen, nichts kam um. Essensreste wurden gesammelt und irgendwann zu einem Auflauf oder einem Eintopf verwendet. So etwas wie Verfallsdaten waren unbekannt, Ekelschranken wurden nicht akzeptiert: „Die Suppe hat einen kleinen Stich“, hieß es und sei durchaus noch genießbar. Man hatte so lange am Tisch sitzen zu bleiben, bis der Teller leer gegessen war. Keine Zwetsche, kein Apfel, keine Sauerkirsche blieb am Baum hängen. Das Fallobst wurde aufgesammelt und zu Kompott und Marmelade verarbeitet oder eingeweckt. Im Keller stand ein Steinguttopf mit selbst gehobeltem und eingelegtem Sauerkraut. In einem Kellerraum mit Lehm Boden wurden Rettiche, Mohrrüben, Meerrettich und Schwarzwurzeln in einer Sandmiete eingelagert. Die Schuhe waren

von einem der Kinder jeden Abend zu säubern und einzucremen. Sie wurden gelegentlich zum Schuster gebracht, der sie mit neuen Absätzen und Sohlen versah. Nägel wurden aus dem Holz gezogen und gerade geklopft. Was irgend noch repariert werden konnte, wurde repariert. Fast alle Geräte waren so gebaut, dass man sie auch reparieren konnte. Ins einmal pro Woche eingelassene Badewasser stieg nacheinander die ganze Familie und am Ende wurde das Wasser noch zum Gießen in den Garten getragen. Strümpfe wurden endlos gestopft, Hosen und Hemden geflickt. Selbstverständlich trugen die jüngeren Geschwister die Kleidungsstücke der älteren auf, wenn diese aus ihnen herausgewachsen waren. Über das äußerst spärlich bemessene Taschengeld musste penibel Buch geführt werden. Es durfte nicht für „nutzlose Dinge“ ausgegeben werden. Einmal im Monat bekam man vom Vorstadtfriseur ein „Kochpottschnitt“ verpasst. An Weihnachten wurde das Geschenkpapier glatt gestrichen, die Paketschnüre aufgerollt und fürs nächste Jahr aufbewahrt. Auf der Toilette hing in Stücke gerissenes und auf eine Schnur gefädelt Alt-papier. Nur wenn Besuch erwartet wurde, gab es richtiges Toilettenpapier. Butter gab es nur zum Honigbrot, ein Ei nur am Sonntag. Zu ganz besonderen Anlässen stieg mein Vater in den Keller und holte eine Flasche Spätlese von der Mosel herauf. Das galt als kleine Ausschweifung.

Lassen wir es dabei bewenden. Die Liste der Praktiken und Rituale der Sparsamkeit wäre endlos verlängerbar. Würden sich Massen von Menschen heute noch an diesen Maximen orientieren, der konsumistisch verfasste und auf den Massenabsatz von Waren angewiesene Kapitalismus würde spätestens nach sechs Wochen zusammenbrechen. Wäre diese Lebens- und Existenzform nicht so extrem lustfeindlich, man könnte sie als antikapitalistische Strategie propagieren. Vielleicht zwingen uns die auf uns zukommenden Krisen noch früh genug zu einer partiellen Rückkehr.



Die pädagogische Paranoia, die man bis in die 50er und die erste Hälfte der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts noch immer Erziehung nannte, ließ für die Äußerungen kindlicher Allmachtsgefühle – und seien sie noch so harmlos - kaum Spielräume. Sie galten als Anzeichen eines gefährlichen Eigensinns, der dem Kind bei Zeiten ausgetrieben werden musste. Nicht nur die Triebe wurden systematisch gestutzt, sondern auch die Äußerungen des kindlichen Größenselbst rabiät zurückgepiffen. Alice Miller hat die katastrophalen Folgen autoritärer Erziehungspraktiken für das kindliche Selbstwertgefühl auf eine bis heute gültige Weise beschrieben und kritisiert. Statt des eigenen Selbst ließen diese Kinder notgedrungen die Erwachsenen in sich wachsen, deren Stimmen als Chor der Entwertungen und Selbstbeichtigungen in den seelischen Innenräumen wiederhallten. Die narzisstischen Bedürfnisse der Kinder wurden systematisch negiert, ihre Wünsche nach Spiegelung und Anerkennung übergangen. Kinder haben ihren Eltern zu gehorchen – ohne Widerrede. Kaltes Wasser und frische Luft härten ab. Schläge haben noch nie jemandem geschadet. Die auf diese Weise im Kind erzeugte Wut wurde in der Watte verinnerlichter

Hemmungen stumpf. Drill, Dressur und pure Härte sorgten dafür, dass sich Kinder und Jugendliche mit den elterlichen und pädagogischen Aggressoren identifizierten und sich am Ende selbst die Schuld gaben. Das Resultat solcher Erziehung waren ängstliche, selbstunsichere, autoritätsfixierte Erwachsene, die ihre Malaise auf Sündenböcke verschoben und an ihnen bekämpften. Das wäre auch mein und unser Schicksal gewesen, wenn mir und mit mir einer ganzen Generation die 68er Revolte nicht einen Ausweg gewiesen und eröffnet hätte. Die Jahre der antiautoritären Revolte boten uns eine zweite Chance, die wir zu unserer verspäteten Menschwerdung nutzen konnten.

Eine solche Erziehung hinterlässt dennoch Spuren in einem Lebenslauf. Sie schlägt Wunden und fügt Verletzungen zu, die schwer, manchmal gar nicht vernarben. Und auch wenn sie endlich vernarbt sind, bleiben als Folgen der autoritären Zurichtung und mangelhaften Anerkennung Wiederholungszwänge, gelegentliche Selbstwertkrisen, Schüchternheitsanfälle und depressive Episoden zurück.

Wie wir an den in den Text eingestreuten Beobachtungen aus dem heutigen Alltag gesehen haben und noch sehen werden, fällt der Abschied von der alten autoritären Dressur keineswegs mit dem Ende kindlichen Leidens zusammen. Es gibt nicht nur *Mangelkrankheiten* des Selbst, sondern auch *Verwöhnkrankheiten*. Die heute verbreiteten Formen von Nicht-Erziehung und Indifferenz Kindern gegenüber bringen neuartige Leidenserfahrungen und Schädigungen des Selbstwertgefühls mit sich. Und, was besonders ins Gewicht fällt: Die durch unvermeidliche Kränkungen ausgelöste Wut wird immer weniger durch verinnerlichte Hemmungen gebremst und eingedämmt. Narzisstische Wut stammt aus der Fixierung an ein kindliches Größen-Selbst, das keine wirkliche Transformation erlebt hat und keiner realistischeren Selbsteinschätzung gewichen ist. Über weite Strecken der neueren Geschichte wurden die Folgen der Mangelkrankheiten des Selbst durch eine rigide Erziehung kompensiert, die die psychischen Strukturdefizite verdeckte. Drill und Dressur ließen charakterliche und körperliche Panzerungen entstehen, die als Deckelung archaischer Wut und Destruktivität fungierten und es erlaubten, eine wie immer prekäre und beschädigte Identität hervorzubringen und durchzuhalten.



Am Strand beobachte ich ein junges Paar mit Kind. Das Kind, ein Mädchen von vielleicht drei oder vier Jahren, läuft in die Brandung, jauchzt und kreischt, wenn das Wasser an seinen Beinen hochspritzt und macht kehrt. Auf dem Trockenen stehen beide Eltern und empfangen es. Der Vater filmt die Kleine, die Mutter fotografiert sie gleichzeitig. Das Kind setzt sich für die Eltern in Szene, genießt seine narzisstische Zurschaustellung. Es wächst auf in einer Atmosphäre, die ihm signalisiert: „Die ganze Welt dreht sich um mich, alle sollen sich einfühlen in meine augenblicklichen Wünsche.“ Was für eine Bestätigung der infantile Narzissmus erfährt, wenn Mutter und Vater sich herabbeugen, um das Kind zu filmen und zu fotografieren!

Hier haben wir – in einer Szene zusammengedrängt - das Drama des heutigen Kindes. Nachdem die desaströsen Folgen autoritärer Erziehung und der mit ihr verbundenen massiven Selbstwertvernichtung ins Bewusstsein getreten sind, herrscht nun in gewissen gesellschaftlichen Schichten die Tendenz vor, den Kindern möglichst jede Kränkung zu ersparen und ihrer Selbstwertentwicklung absolute Priorität einzuräumen. Sie werden nicht mit zumutbaren Versagungen konfrontiert, lernen nicht, mit Einschränkungen und Frustrationen umzugehen und können kein realistisches Selbstbild hervorbringen. Frühkindliche Fantasien narzisstischer Allmacht und Grandiosität halten sich unmodifiziert durch und erfahren keine Einschränkungen. Nun brechen sie unter kleinsten Belastungen zusammen oder rasten aus. Werden Wünsche in einem bis dahin von Verwöhnung geprägten Klima plötzlich versagt, droht für diese Kinder die Welt unterzugehen. Selbst kleinste Enttäuschungen werden als Signal für eine drohende Totalversagung und Selbstwertvernichtung gedeutet, gegen die Widerstand mit allen Mitteln geboten ist.

Heute sind die Kinder einer rabiaten Kontaktverarmung unterworfen: Großeltern, ledige Verwandte und andere dem Familienverband assoziierte Mitglieder, die anstelle der „einzigen“ Mutter für die Kinder mütterliche Funktionen übernehmen konnten, gehen zunehmend verloren. Schließlich verlieren die Kinder auch noch ihresgleichen, Brüder und Schwestern, weil die Familien immer kleiner werden, bis das Einzelkind in der Vorstellung lebt, als Prinz oder Prinzessin geboren und der Mittelpunkt der Welt zu sein. Diese Annahme wird von heutigen Eltern systematisch erzeugt und genährt. Für die sozial und emotional isolierten Erwachsenen ist das Kind schließlich ihr ein und alles: letzte Gegen-Einsamkeit, Sinnersatz und Antidepressivum. Die Bedeutung, die das Kind für seine Eltern besitzt, wird von diesem als Gefühl der Grandiosität verinnerlicht und lässt seine Größenphantasien ins Kraut schießen: „Ich bin einzigartig, etwas ganz Besonderes und Großartiges.“ Nun ist das Leben jenseits der Kleinfamilie natürlich nicht so. Es ist mitunter sperrig und setzt einem Widerstand entgegen. Schmerzhaft treffen die kleinen Narzissten auf eine ganz andere Wirklichkeit in Kindergarten und Schule. In orientalischen und russischen Familien werden vor allem die Jungen von klein auf verhätschelt. Wenn die kleinen Paschas dann in die Schule kommen, sind sie plötzlich nicht mehr die Kings, sondern entpuppen und erleben sich als völlig normale Durchschnittskinder oder gar als „Versager“. Es beginnt eine Leidensgeschichte der Mäßigung der Ansprüche, die mit vielen Kränkungen einhergeht und von Ausbrüchen archaischer Wut begleitet wird.



Auf dem Wochenmarkt sitzt mitten im Strom der Passanten ein kleines Mädchen auf dem Boden. Es ist vielleicht zweieinhalb Jahre alt und hat offensichtlich beschlossen, keinen Schritt mehr zu tun. Der Vater des Mädchens steht ein paar Meter weiter und wartet geduldig auf das Ende des kindlichen Sitzstreiks. Eine ältere Frau nähert sich, bleibt stehen und betrachtet amüsiert die Szene. „Das kenne ich von meinem Sohn“, sagt sie in Richtung des Vaters, der prompt fragt.

„Mich interessiert nur eins: Hat es irgendwann aufgehört?“ Die Frau beruhigt den Vater: „Mein Sohn ist inzwischen 30 Jahre alt, ist ganz normal und lässt sich nicht mehr einfach zu Boden fallen, wenn ihm irgendetwas nicht passt.“

Als ich mich fünf Minuten später der Stelle wieder nähere, hat der Vater offensichtlich die Geduld verloren. Er hat seine Tochter hochgezogen und bei der Hand genommen. Sie schreit wie am Spieß, kreischt und brüllt, als ginge es um Leben und Tod. Passanten bleiben stehen, der Vater fühlt sich argwöhnisch beobachtet und lässt die Hand der Tochter wieder los, die sich prompt erneut zu Boden fallen lässt. Der Vater bittet seine Tochter, ihre Forderungen vorzutragen, für die sie in Streik getreten ist. Aber das Kind hat keine, es will sich einfach nicht mehr fortbewegen, basta.

Der Mann ist den Launen seines Kindes hilflos ausgeliefert und sichtlich am Ende mit seinem erzieherischen Latein. Früher hätte man den „trotzigen Eigensinn“ des Kindes rabiatisch gebrochen und es dem Willen des Erwachsenen unterworfen. Das tun heutige Mittelschichtseltern aus guten Gründen so nicht mehr, aber an die Stelle der alten Regeln und Rezepte scheinen keine praktikablen neuen getreten zu sein. Es gibt gerade in den Mittelschichten eine Haltung, die man als „Feigheit vor dem Kind“ bezeichnen kann. Eltern wollen mit dem Kind befreundet sein und von ihm geliebt werden. Sie scheuen jeden Konflikt, aus Angst, das Kind könnte ihnen etwas verübeln und sich zurückziehen. Eltern, die Freunde und Kumpel ihrer Kinder sein wollen, machen sie zu Waisen und verweigern ihnen damit sowohl das Kindsein als auch die Chance zum Erwachsenwerden. Nur, wer in bestimmten Phasen seiner Entwicklung sinnvolle Begrenzungen erfahren hat, kann diese später relativieren und sich sein eigenes, der Vernunft gehorchendes Regelwerk schaffen. Wer seinen Kindern keine angemessenen und zumutbaren Versagungen auferlegt und ihnen die leibhaftige Auseinandersetzung verweigert, darf sich nicht wundern, wenn sie in narzisstischer Ansprüchlichkeit und infantilen Größenphantasien verharren und auf ihrer verzweifelten Suche nach Begrenzungen und voller narzisstischer Wut auch zur Gewalt greifen. „Kinder, denen nichts zugemutet wurde und nichts zugemutet werden kann, sind eine Zumutung“, heißt es in Dorothea Dieckmanns Buch „Kinder greifen zur Gewalt“ (Berlin, 1994)



Wenn wir unter „Identität“ eine Kategorie der Vermittlung verstehen, die eine Instanz im Subjekt bezeichnet, die die Balance zwischen Besonderem und Allgemeinem, Individuum und Gesellschaft herstellt und aufrechterhält, ist klar, dass die „Ghetto-Lage“, in die sich viele heutige Jugendliche gedrängt sehen, nur eine beschädigte und reduzierte Form von Identität hervorbringen kann. Identität im oben beschriebenen Sinn setzt soziale Zugehörigkeit und Teilhabe am gesellschaftlichen Ganzen voraus. Unter Bedingungen des Ausschlusses kann sich nur eine Negativ-Identität entwickeln, die ausdrückt: „Ich bin unerwünscht, gehöre nicht dazu, bin überzählig, überflüssig“ bis hin zu: „Ich bin Abschaum, Dreck, Müll.“

Die meisten der späteren Außenseiter waren bereits „Schulversager“, galten als „Problemkinder“, deren Hang zu motorischen Formen des Ausdrucks und deren Getriebenheit ihnen das Etikett „ADHS“ und eine „Behandlung“ mit Ritalin eintrug. Sie wurden aus der Regelschule irgendwann herausgenommen und in weiter randwärts gelegene Schulformen oder Heime abgeschoben, die sie irgendwann ohne Abschluss verließen. Integration geschieht in der Arbeitsgesellschaft in erster Linie über den Arbeitsmarkt und der spuckt solche Menschen meist schnell wieder aus, wenn er sie sich denn je einverleibt hat. Ein Mensch, der unter dem oft lebenslangen Druck widriger äußerer Umstände eine Negativ-Identität entwickelt hat, bezieht seine narzisstische Zufuhr schließlich aus der Ablehnung, die ihm entgegenschlägt, und daraus, dass er Ärgernis erregt. Eines Tages wird er sich die Fremdzuschreibungen und Etikettierungen der anderen zu eigen machen und sagen: „Ihr behandelt mich wie Abschaum: Hier habt ihr ihn!“ Im gesellschaftlichen Abseits entwickeln sich systematisch antisoziale Haltungen und Mentalitäten: „Wenn ich nicht in dieser Gesellschaft leben kann, dann eben von ihr oder gar gegen sie!“ Irgendwann bringt sich der Außenseiter selbst immer wieder in Situationen, in denen er seinen Erwartungen gemäß abgelehnt, zurückgewiesen, verfolgt und schließlich eingesperrt wird. Er fühlt sich erst dann in seiner Sicht der Welt bestätigt und validiert sein Lebensgrundgefühl, wenn alle gegen ihn sind. In unseren Gefängnissen trifft man viele solche Menschen an, für die das Gefängnis weniger Strafe als eine Lebensform und Zuflucht ist.

Auf der Basis der Erfahrung einer chronischen Ablehnung und als Schutz vor neuen Kränkungen und anderen narzisstischen Verletzungen hat der Außenseiter sich emotional anästhesiert. Ein Kind, dem nicht der „Glanz im Mutterauge“ und liebende Fürsorge und Einfühlung vergönnt sind, das mit seinen Signalen nicht ankommt, das erleben muss, wie diese uminterpretiert werden je nach den Bedürfnissen und Ängsten der Erwachsenen, kann kein gutes Selbstwertgefühl aufbauen. Wem ein Leben lang die Worte der eigenen Mutter in den Ohren klingen: „Du Bastard, ich hätte dich wegmachen lassen sollen. Du taugst ebensowenig wie dein verkommener Erzeuger!“, wird kaum zur Gelassenheit eines Urvertrauens finden können. So etwas hält ein Mensch nicht lange durch, da bildet sich eine Hornhaut auf der Oberfläche der Seele und am Ende stellt man sich psychisch tot.

Das Resultat dieser Entwicklung von erfahrener Zurückweisung und nachfolgender Aneignung der Außenseiter-Rolle nennt man dann „malignen Narzissmus“, „Dissozialität“ oder neuerdings wieder „Psychopathie“. Die an Symptomen ansetzende und rein deskriptiv verfahrenende psychiatrisch-psychologische Diagnostik verdinglicht das Endresultat einer langen lebensgeschichtlichen Entwicklung zu einer ontologischen Entität: „Dieser Mensch ist narzisstisch schwer gestört, dissozial, antisozial, psychopathisch.“ Ein komplizierter und vielschichtiger psycho-sozialer Prozess wird zur Krankheit oder Störung verdinglicht, aus Lebensgeschichten werden Krankheitsfälle gemacht. Von den augenfälligen Symptomen und aktenkundigen Auffälligkeiten wird auf ein verborgenes dissoziales oder psychopathisches

Wesen geschlossen, aus dem dann im Sinne eines tautologischen Zirkelschlusses wieder die Symptomatik abgeleitet wird. Neuerdings sind Diagnosen wie Psychopathie mit der Konnotation verbunden: „Da ist therapeutisch nichts zu machen: einmal Psychopath – immer Psychopath. Die kann man nicht heilen, nur kontrollieren und notfalls wegsperren.“ Das Diagnostizieren erweist sich als ein Instrument, mit dem die Gesellschaft Störungen und Gefährdungen ihres Zusammenlebens gerade nicht zu verstehen lernt, sondern abdeckt, abriegelt und administrativ in den Griff zu bekommen und unschädlich zu machen versucht. Diagnosen befriedigen das Ordnungs- und Kausalitätsbedürfnis der Wissenschaft und der professionellen Helfer sowie den Wunsch, in einem bisher undurchschaubaren, chaotischen, gefährlichen, vielleicht auch angstausslösenden Bereich Ordnung zu schaffen durch Einordnen und Klassifizieren: „Aha, das ist es also!“ Diagnosen rücken den Patienten zurecht für den medizinisch-psychiatrischen Apparat und seine Normalisierungstechniken.

Das heute in Medizin und Psychiatrie vorherrschende Paradigma ist das der Symptombekämpfung durch Medikamente beziehungsweise behavioristische Therapien und modularisierte Trainingsprogramme. Den Symptomen wird eine Vielzahl von Experten zugeordnet, die sich am Patienten zu schaffen machen und sich in der Regel untereinander nicht kennen und in ihrem Vorgehen nicht abstimmen. „Wie aber“, fragen die französischen Psychoanalytiker Banasayag und Schmit in ihrem Buch „Die verweigerzte Zukunft“ (München 2007), „kann man jemandem helfen und ihn verstehen, wenn man ihn in erster Linie als eine Anhäufung von Problemen betrachtet?“ Ein Mensch ist aber sehr viel mehr als die Summe seiner Symptome. Er kann nur dann zum Vorschein kommen, wenn man von einem Nichtwissen ausgeht und Therapeut und Patient sich gemeinsam auf eine Entdeckungsreise begeben. Das diagnostische Wissen steht nicht am Beginn der Therapie, sondern ergibt sich auf die eine oder andere Weise im Verlauf einer gemeinsamen Suchbewegung. Diagnostiker erweisen sich als Nachfahren des antiken Wüstlings Prokrustes: Was ins Diagnose-Bett nicht passt – und kein lebender Mensch passt da umstandslos hinein –, wird weggelassen, gedehnt, abgeschnitten, gestaucht oder ignoriert. Übersicht gewinnt, hat Sloterdijk einmal gesagt, wer vieles übersieht.

Man muss sich dem Trend des vorschnellen Rubrizierens, Evaluierens und Klassifizierens widersetzen, der letztlich eine Variante des aus dem ökonomischen Sektor stammenden Produktivitäts- und Effizienzprinzips ist. „Man kann auch mit dem Begreifen zu schnell sein“, notierte Max Horkheimer in seinem frühen Buch „Dämmerung“, ein Satz, den man heutigen Diagnose- und Klassifizierungs-Fanatikern ins Stammbuch schreiben sollte.



Auf dem holländischen Campingplatz hat sich in meiner Nachbarschaft eine junge Familie niedergelassen. Die Eltern sind Anfang/Mitte dreißig und ihre zwei Söhne zwischen drei und sechs Jahre alt. Der Vater ist seinem Habitus nach ein heutiger Geldverdiener-Mann. Der Kleinere der beiden Söhne heult und schreit unablässig. Es nimmt kaum noch jemand Notiz von

seinem Geschrei, das sich offensichtlich verselbständigt hat und keinen besonderen Anlass benötigt. Die beiden Eltern haben eine klassische Rollenaufteilung: Sie macht eigentlich alles, während er in der Sonne sitzt und Zeitung liest oder sich mit seinem Laptop und den Börsenkursen beschäftigt. Die beiden Kinder bekommen nahezu jeden Tag irgendein neues Spielzeug gekauft, das sie am Abend auf dem Rasen vorführen. Dann verblasst das Interesse und die Dinge bleiben einfach so liegen oder werden durch übermütigen und unsachgemäßen Umgang zerstört. Mal ist es ein Auto, mal ein Frosch mit einer Pumpe dran, die den Frosch zum Hüpfen bringt, mal irgendein Flugzeug. Die beiden werden regelrecht zugeschüttet mit Dingen, deren Wert sich ihnen natürlich überhaupt nicht erschließt. Die Dinge sind und bleiben beliebig, morgen wird es etwas Neues und Anderes geben. Wozu also Aufhebens von ihnen machen, wozu sie überhaupt abends einsammeln und vor Regen und Feuchtigkeit schützen? Für diese heutigen Kinder rufen Geschenke allenfalls eine flüchtige Begeisterung hervor, dann werden sie achtlos zur Seite geworfen und vergessen. Oft liegen Spielzeuge oder Teile von ihnen irgendwo im Gras und werden vom Rasenmäher zerfetzt. Die Kinder bemerken es nicht einmal. Im Laufe des Tages wird es neue Sachen geben.

Früh werden diese Kinder in die Praxis des Konsumismus eingeebnet: Man hängt sein Herz an nichts, alles ist flüchtig, alles ist vorhanden, nichts muss mit Sorgfalt behandelt und gehütet werden. Ein gut trainierter Konsument - dazu gehören wir tendenziell alle und zwar mit zunehmend jüngerem Alter - soll die Welt als eine Art Behälter für Konsumprodukte betrachten. Das Muster der Beziehung zwischen Kunde und Produkt wird als Matrix für alle Beziehungen gesehen - auch für die zwischen Menschen. Ein Konsumprodukt soll Zufriedenheit verschaffen und es gibt keinen Grund, einem Produkt gegenüber loyal zu sein, wenn es seinen Zweck nicht mehr erfüllt und attraktivere Alternativen vorhanden sind. Da alle oder zumindest fast alle Mitglieder der gegenwärtigen Gesellschaft dieses Muster zu akzeptieren scheinen, ist es kein Wunder, dass sie sich auch untereinander nach diesem Muster behandeln und ihre Beziehungen als flüchtig, prinzipiell austauschbar und jederzeit kündbar betrachten. „Ohne Fixierung der Libido an Dinge“, heißt es bei Adorno, „wäre Tradition, ja Humanität selber kaum möglich.“ Eine Gesellschaft, die alle Dinge wie leere Konservendosen wegwirft, springt kaum anders mit den Menschen um.

In einem Interview wird Zygmunt Bauman gefragt, ob man sich dem Konsumzwang entziehen könne. Seine Antwort: „Der Markt ist ein unerbittlicher Richter, der Entscheidungen zwischen dem Drinnen- und Draußensein fällt und keine Berufungsverfahren zulässt. Unwillige Konsumenten oder aber schwache Anbieter ihrer selbst sind wie ausgestoßen. In der liquiden Gesellschaft der Konsumenten ersetzen Schwärme zunehmend hierarchisch geprägte Gruppen. Schwärme sind keine Teams, sondern existieren lediglich durch eine mechanische Solidarität. Die dort mitmachen, fühlen sich sicher. Rebellen gibt es nicht, nur Verirrte. Aber es sind fragile Gebilde, die jederzeit wieder zerfallen können.“ Konsum serialisiert die Menschen, lässt im Unterschied zur Produktion keine Bindungen entstehen und ist darum eine einsame Angelegenheit - selbst wenn die Menschen ihn gemeinsam ausüben.

Auch die englischen Riots im August 2011 erscheinen vor dem Hintergrund der Bauman'schen Argumentation als eine Randalie verhandelter, unbrauchbarer Konsumenten und entbehren jedweder Transzendenz. Es handelt sich um deviante Konformisten, die wollen, was alle wollen, aber nicht über die gesellschaftlich lizenzierten Mittel zur Erreichung dieser Ziele verfügen. Aber sie konsumieren und entpuppen sich noch in der Revolte als verirrte Kinder der Konsumgesellschaft. Im Unterschied zu Diogenes, der über den Markt geht und sagt: „Gut zu sehen, was ich alles nicht benötige.“



Im Schatten verbreiteter Ohnmachtserfahrungen und mangelnder Anerkennung bildet sich eine Vorliebe für Computerspiele aus, bei denen sich Jugendliche in einsamen Kämpfen gegen imaginäre Mächte und Gestalten zu Herrschern der Welt und über ganze Universen aufschwingen. Es ist die real erfahrene Ohnmacht, die die virtuelle Allmacht so anziehend und verlockend erscheinen lässt. Der Computer erweist sich in dieser Anwendungsform als narzisstisches Ladegerät für einen schwächelnden Selbstwert-Akku, an das er immer häufiger angeschlossen werden muss, bis er eines Tages kaum noch oder gar nicht mehr ohne existieren kann. Wolfgang Bergmann und Gerald Hüther haben die Suchttendenz dieses Mechanismus in ihrem gemeinsam verfassten Buch „Computersüchtig. Kinder im Sog der modernen Medien“ (Düsseldorf 2007) zutreffend und präzise beschrieben.

Wo die Anerkennung versagt oder nicht verlässlich genug ist, da suchen Jugendliche nach Auswegen und die finden sie immer häufiger im virtuellen Raum. Dort ist alles anders: die Schwerkraft des Realen ist außer Kraft gesetzt, der Widrigkeitskoeffizient der Dinge ausgeschaltet. Man zieht sich aus einer Welt voller Frustrationen und Demütigungen in die kränkungsgeschützte Parallelwelt der Computerspiele zurück. Dort feiert man virtuelle Triumphe und man erlebt sich als allmächtig und gottgleich. Es sind überwiegend die *malignen*, also die böartigen Formen des Narzissmus – der Selbstwert gründet sich hier darauf, anderen Schmerzen und Schaden zuzufügen, sie zu vernichten - und dissoziale Tendenzen, die durch die gängigen Spiele mit einem hohen Kill-Faktor stimuliert werden. Die Kluft zwischen der realen Welt, in der sich Niederlage an Niederlage reiht und aus der man sich deswegen peu à peu verabschiedet hat, und der grandiosen virtuellen Welt wird immer größer. Schließlich droht es in der realen Welt wegen einer ständig verschobenen Lösung realer Konflikte zu Katastrophen zu kommen. Irgendwann schickt der Held der virtuellen Welt sich an, die Konflikte in der realen Welt, die aus Gründen mangelnder oder geschwächter Fähigkeiten der Konfliktverarbeitung nicht auf der Ebene einer wirklichen Problemlösung behoben werden konnten, nach dem Modus der virtuellen Welt der Spiele zu lösen. Eines Tages zieht ein stiller, unauffälliger, schüchternere Junge seinen schwarzen Kampfanzug an, streift sich eine Maske über, holt die Waffe seines Vaters oder die des Schützenvereins aus dem Schrank und rächt sich vor aller Öffentlichkeit für Einsamkeit, Demütigung und Zurückweisung. Er demonstriert sich und aller Welt, wer er ist: kein Schwächling und Milchgesicht, sondern

ein richtiger, kaltblütiger Mann. Eine Ninja-Figur entsteigt dem Bildschirm und wendet sich bewaffnet dem Epizentrum der Kränkungen und Konflikte zu.

Die Ereignisse am Erfurter Gutenberg-Gymnasium vor beinahe zehn Jahren sind und bleiben in dieser Hinsicht ein blutiges Menetekel. Der österreichische Zeichner und Karikaturist Otto Fuchs hat eine Zeichnung gefertigt, die meine These zu bebildern versucht. Sie heißt: *Ein Ego-Shooter entsteigt dem Bildschirm und wendet sich dem Erfurter Gutenberg-Gymnasium zu.*

Es sind zehn Mal mehr Jungen als Mädchen, die computersüchtig werden. Immerhin 16 Prozent der Jungen und nur vier Prozent der Mädchen verbringen täglich mehr als 4,5 Stunden mit Computerspielen. Einen Grund für dieses Ungleichgewicht kann man darin erblicken, dass die gängigen Ego-Shooter eine letzte Domäne eines Männlichkeitskonzepts darstellen, dem in der Realität kaum noch etwas entspricht. Die Jungen geraten den Mädchen gegenüber in vielen Belangen immer mehr ins Hintertreffen, nur in der virtuellen Welt der Spiele ist „ihre Welt noch in Ordnung“. Hier können sie Helden, Kämpfer, Krieger sein und eine Form von aggressiver Männlichkeit aus- und erleben, die in der Realität immer weniger gefragt ist und eher als peinlich empfunden wird. Auch in puncto Männlichkeitskonzepte stoßen wir auf jene oben beschriebene Kluft zwischen virtueller und realer Welt, die zu einer Quelle von Missverständnissen, Kränkungen und dann auch von Gewalt werden kann.



Unter der Überschrift *Das Buch des Wahnsinns* berichtet die *Süddeutsche Zeitung* vom 9./10. Juli 2011 über die neue Ausgabe des Diagnosemanuals DSM – eine gängige Abkürzung für *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders*. Dieses Diagnose-Handbuch existiert seit 1952 und wird von der *American Psychiatric Association* herausgegeben. Es will und soll weltweit die Kriterien dafür festlegen, wann ein Mensch im psychiatrischen Sinn für gestört zu erklären ist. 2013 soll die nächste, die fünfte Fassung erscheinen, und es wird schon im Vorfeld heftig über sie diskutiert. Das Diagnosemanual stellt den Versuch dar, einen gewissermaßen sachlichen, rein symptomorientierten Zugang zum psychischen Geschehen zu schaffen und ihn allgemein verbindlich durchzusetzen. Man möchte sicher gehen, dass man überall dasselbe meint, wenn man „Depression“ oder „Schizophrenie“ diagnostiziert. Die neue Version will unter den Persönlichkeitsstörungen aufräumen und „ausmisten“, denn von den elf bislang aufgelisteten werden nur zwei regelmäßig diagnostiziert: die „Borderline“- und die „antisoziale Persönlichkeitsstörung“. Welche Kränkung für die Narzissten: Es gibt sie gar nicht oder demnächst nicht mehr, jedenfalls nicht in ihrer Reinform! Soweit der Artikel aus der *Süddeutschen Zeitung*.

Der DSM ist so etwas wie diagnostisches Weltgeld. Was der Dollar für Weltwirtschaft ist – oder sollte man heute besser sagen: war – ist der DSM für die Psychiatrie. Er versucht, weltweit die

Deutungshoheit der amerikanisch-westlichen Psychiatrie über die menschlichen „Abweichungen“ und „psychischen Störungen“ zu etablieren. Der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft wohnt von Anbeginn eine Tendenz zur Homogenisierung inne: Im Interesse eines beschleunigten und möglichst reibungslosen Waren- und Geldverkehrs werden Münzen, Maße und Gewichte, Raum und Zeit, Sprachen und Identitäten vereinheitlicht, regionale oder lokale Unterschiede eingeebnet. Die seit der Aufklärung im Interesse der Naturbeherrschung betriebene Vermessung und Mathematisierung der äußeren Welt wird in der Spätphase der bürgerlichen Entwicklung auch auf die innere Welt ausgedehnt, dringt bis in die intimen Binnenwelten vor und presst noch die Affekt- und Gefühlslagen der Menschen in amerikanisch-westliche Schablonen. „Die bürgerliche Gesellschaft“, heißt es in der *Dialektik der Aufklärung* von Horkheimer und Adorno, „ist beherrscht vom Äquivalent. Sie macht Ungleichnamiges komparabel, indem sie es auf abstrakte Größen reduziert. Der Aufklärung wird zum Schein, was in Zahlen, zuletzt in der Eins, nicht aufgeht.“ Der DSM betreibt das Geschäft der Vereinheitlichung auf dem Weltmarkt der Psychiatrie. Er begräbt andere kulturelle Deutungsmuster menschlichen Verhaltens und Leidens unter sich, diskreditiert psychodynamische, verstehende Zugänge zu seelischen Prozessen als unwissenschaftlich und zielt darauf ab, eine an der Symptombekämpfung orientierte Behandlung durchzusetzen. Eine solche Behandlung führt fast zwangsläufig zum Einsatz entsprechender Medikamente gegen das jeweilige Symptom und fördert damit vor allem einen therapeutischen Ansatz, wie ihn die Pharmaindustrie favorisiert.

Dass die „narzisstische Persönlichkeitsstörung“ aus dem Verkehr gezogen werden soll, könnte man auch so interpretieren, dass die ihr von den gängigen Diagnosemanualen zugeordneten Symptome Teil unserer Normalität geworden sind und deshalb nicht länger als Krankheitszeichen gelten. Es sind dies: Die Überzeugung, grandios und wichtig zu sein; Träume von grenzenlosem Erfolg; der Glaube an die eigene Einzigartigkeit; Abhängigkeit von Bewunderung anderer; Funktionalisierung von zwischenmenschlichen Beziehungen für eigene Zwecke bzw. ein ausbeuterisches Verhältnis zu anderen; ein Mangel an Empathie; arrogante, hochmütige Verhaltensweisen; Neid auf andere; eine gesteigerte Empfindlichkeit gegenüber Kritik und taxierenden Blicken anderer.

Ist das nicht eine ziemlich präzise Beschreibung des in westlichen Gesellschaften heute vorherrschenden Menschentyps?



Es gibt eine kollektive Basisstörung, die innerhalb einer Gesellschaft keinen Krankheitswert besitzt, sondern den ihr gemäßen Sozialcharakter ausmacht. Jeder gesellschaftlichen Entwicklungsstufe entspricht ein dominanter Sozialcharakter. Auf seiner Basis ist die Identitätsstruktur der Menschen mit der Realitätsstruktur der sie umgebenden Gesellschaft leidlich synchronisiert. So passte der von Heinrich Mann beschriebene „Untertan“ mit seiner reflexartigen Unterwerfungsbereitschaft, seinen zwanghaften und anal-retentiv gefärbten Eigenschaften und Hal-

tungen des Sparens und Bewahrens bestens in eine geschichtliche Phase, da der Kapitalismus in Deutschland im Gehäuse eines noch halbfeudalen Obrigkeitsstaates seinen Aufschwung nahm. In gewissen randständigen Zonen und künstlerischen Subkulturen kündigt sich jeweils die nächste Entwicklungsstufe an, deren Merkmale zunächst stigmatisiert und als Zeichen von Degeneration oder Krankheit gewertet werden. So ging es den dadaistischen und surrealistischen Subkulturen und den Lebensformen der Dandys und Bohemiens, die gewisse narzisstische Züge kultivierten und in mancherlei Hinsicht den konsumistischen Hedonismus antizipierten. Der Bürger sah in den Bohemiens und Künstlern „eitle Gecken“ und dekadenten „Abschaum“, den er am liebsten ausgemerzt hätte und dann auch ausgemerzt hat. In den berühmten zwanziger Jahren begann sich der psychohistorische Übergang ins Zeitalter des Narzissmus schon am Horizont abzuzeichnen. Der Faschismus leitete dann eine kollektive Regression zugunsten des herkömmlichen Sozialcharakters und seinen Vorstellungen von Ordnung und Reinheit ein und begrub fürs Erste alternative Entwicklungen unter sich. Es dauerte einige Jahrzehnte, bis die Tendenzen der 1920er Jahre als Reimport aus den USA sich wieder manifestierten.

Im Zuge des beschriebenen Übergangs zum konsumistischen Zeitalter lösen sich die Merkmale der Boheme aus ihrer subkulturellen Einkapselung und vermessen sich tendenziell. Ein Gutteil der Dynamik der 68er Revolte stammt aus der Reibung zwischen zwei verschiedenen Formen des Sozialcharakters oder „Psychoklassen“, wie es bei Lloyd deMause heißt, und die Revolte erschließt sich uns im Rückblick auch als Teil der Durchsetzungsgeschichte einer neuen Stufe der kapitalistischen Entwicklung. Hegelianisch könnte man sagen: Der Geist des Kapitalismus hat sich seiner Widersacher bedient, um zu sich selbst zu kommen und in seiner Erscheinungsweise seinem Begriff adäquat zu werden. Leute wie Rainer Langhans und Dieter Kunzelmann haben durch ihre provokanten Auftritte viel dazu beigetragen, die versteinerten bundesrepublikanischen Nachkriegsverhältnisse zum Tanzen zu bringen. Letztlich hat sich aber die hedonistische, wenn man so will: narzisstische Fraktion der Revolte, die sich immer schon mehr für ihre Orgasmusschwierigkeiten als den Krieg in Vietnam interessierte, als Faktor der Modernisierung erwiesen. So entbehrt es nicht einer gewissen Logik, dass man Langhans heute im Dschungelcamp von RTL begegnet. „Spaß haben zu wollen“ und hippiemäßig auszusehen war nur solange rebellisch, wie die Umgebung der Bundesrepublik postfaschistisch, spießig und zwanghaft organisiert war und lange Haare einen Vernichtungsimpuls bei den Bürgern und Kleinbürgern hervorkitzelten. Leider hat Adorno mit seiner kritischen Haltung der antiautoritären Revolte gegenüber letztlich Recht behalten. In seinem Anfang der 1950er Jahre erschienenen Buch *Minima Moralia* hatte er bereits ein Erschrecken festgehalten, das nun auch uns betrifft: „Mit Schrecken muss man einsehen, dass man oft früher schon, wenn man den Eltern opponierte, weil sie die Welt vertraten, insgeheim das Sprachrohr der schlechteren Welt gegen die schlechte war.“

Die psychische und kulturelle Entwicklung besitzt eine eigene Zeitstruktur und hinkt hinter den ökonomisch-technischen Veränderungen her. Mitunter bedarf es einer militanten Revolte,

um anachronistisch verfasste gesellschaftliche Subsysteme zu reformieren und auf die Höhe der Zeit zu bringen.

Unter unseren Augen spielt sich die Zersetzung des traditionellen, innengeleiteten Subjekts und der Übergang zum außergeleiteten, „flexiblen Menschen“ ab, der den gewandelten Imperativen einer neuen Phase der kapitalistischen Entwicklung entspricht. Seine Eigenschaften lesen sich wie der Symptomkatalog der alten narzisstischen Persönlichkeitsstörung, die deswegen konsequent aus dem Verkehr gezogen wird. Teile ihrer Symptomatik, die auch mit der gewandelten Normalität nicht kompatibel sind, wandern in andere Störungsbilder ab: Der Narzissmus ist salonfähig geworden, aber bitte nicht in seinen malignen Formen oder auf Boderline-Niveau!



Schon zeichnen sich am psycho-historischen Horizont neue Verschiebungen ab. Die hinter uns liegenden, von der Praxis des Neoliberalismus geprägten eisigen Jahre haben die Menschen selbst eisig werden lassen und ihre Innenwelt in eine Gletscherlandschaft eingefrorener Gefühle verwandelt. Sie können gar nicht anders, als diese Kälte weiterzugeben und auf ihre Umgebung abzustrahlen. Es macht einen nicht zu unterschätzenden Unterschied, ob man in einer Gesellschaft aufwächst und lebt, in der schwachen und nicht oder weniger leistungsfähigen Mitmenschen solidarisch beigesprungen und unter die Arme gegriffen wird, oder in einer, in der sie der Verelendung preisgegeben und als sogenannte *Loser* zu Objekten von Hohn und Spott werden. Friedrich Hebbel war Zeuge großer gesellschaftlicher Umbrüche, erlebte als Zeitgenosse die Transformation einer traditionellen Gemeinschaft in eine kapitalistische Gesellschaft und die Durchsetzung von Geld- und Tauschverhältnissen. Er hat den Schrecken darüber, dass sich ein kalter Hauch der Entfremdung auf Menschen und Dinge legte, in seinen Dramen und Tagebüchern festgehalten. Deswegen konnte er 1844 einen Satz in sein Tagebuch eintragen, der genauso gut von heute stammen könnte: „Die negative Tugend: der Gefrierpunkt des Ich.“

Dass „du Opfer“ und „Hey, du Spast“ zu den gängigen Beleidigungen zählen, mit denen heutige Jugendliche sich untereinander belegen, wirft ein schlagendes Licht auf die Perversion im Menschenbild, die in den letzten Jahren im Zeichen eines Kults des *Winners* um sich gegriffen hat, wie ihn zum Beispiel Sportler betreiben, die nach gewonnenen Spielen oder Meisterschaften vor laufender Kamera lauthals singen: „So seh'n Sieger aus - schalalalala“. Die Torhüterin der amerikanischen Frauenfußball-Nationalmannschaft, Hope Solo, die auch, weil sie aussieht wie ein Daily-Soap-Klon, diesen Winner-Kult verkörpert, sagte in einem Interview vor dem Endspiel der letzten Weltmeisterschaft: „Wir wissen, dass wir gewinnen werden. Das ist unsere Mentalität.“ Dass sie sich getäuscht hat, ist ein kleiner Trost.

Die vom Markt propagierten und für ein erfolgreiches Agieren auf dem ökonomischen Parkett erforderlichen Eigenschaften und Haltungen sind inzwischen bis in die Poren des Alltagslebens

vorgedrungen und haben seine Verrohung vorangetrieben. Eine blinde Frau durchquert den Park vor meiner Haustür. Ihr Blindenhund geht, nicht angeleint, neben ihr. Ein paar Halbwüchsige, die auf Bänken sitzen, rauchen und Bier trinken, locken den Hund zu sich und halten ihn fest. Die blinde Frau vermisst irgendwann ihren Hund und beginnt nach ihm zu rufen. Sie bleibt stehen und ruft immer lauter nach ihm. Schließlich gerät sie in Panik und schreit den Namen des Hundes. Jetzt erst lassen die Jugendlichen den Hund laufen und zu seiner Besitzerin zurückkehren. Sie weiden sich an der Hilflosigkeit und Angst der Frau und lachen sich halbtot über ihre niederträchtige Aktion. Im selben Park sitzen ein paar Tage später Teenie-Mädchen auf einer Bank. Eine berichtet, sie habe ihre Oma besucht und 15 Euro von ihr bekommen. „Dafür musste ich mir eine Stunde ihr Geflenne anhören!“, sagte sie empört, so als sei das kein angemessener Stundenlohn für den Besuch einer Enkelin bei ihrer Großmutter.

In der Stadt werde ich Zeuge eines Dialogs zwischen 12/13-jährigen Jungen: „Ey Olly, deine Mutter ist in Preungesheim!“ In diesem Frankfurter Stadtteil befindet sich das Hessische Frauengefängnis. Der Beleidigte brüllt zurück: „Halt die Fresse, du Arschloch, sonst fick ich deine Mutter.“

Eine allumfassende Rücksichtslosigkeit, ein zur Egomane gesteigerter Individualismus, Zynismus, Gleichgültigkeit und Feindseligkeit prägen den zwischenmenschlichen Umgang. So geht das „Zeitalter des Narzissmus“ bereits mit der nächsten psycho-historischen Entwicklungsstufe schwanger. Das Innenleben des allseits kompatiblen und fungiblen Menschen, den Markt, Wirtschaft und Pädagogik propagieren, weist eine große Ähnlichkeit mit dem eines Menschentypus' auf, den wir heute noch als „Psychopathen“ stigmatisieren und den Gefängnissen und forensischen Psychiatrien überantworten. Wenn hier vom „Psychopath“ die Rede ist, ist nicht die umgangssprachliche Bedeutung gemeint, die darunter einen „durchgeknallten, unberechenbar-brutalen Typ“ versteht, sondern eine psychiatrische Diagnose, die in jüngerer Zeit von den amerikanisch-kanadischen Psychiatern Cleckley und Hare formuliert wurde und infolgedessen englisch ausgesprochen wird. Sie beschreiben den „Psychopath“ als zur Einfühlung in andere unfähig, oberflächlich charmant, anpassungsfähig, zynisch-kalt, bindungs- und skrupellos und ausschließlich an privater Nutzenmaximierung interessiert. Das sind genau die Eigenschaften, die die Hasardeure und Gurus der New Economy und der Finanzwelt aufweisen, die uns an den Rand des Abgrunds manövriert haben und weiter manövrieren.

Vor einigen Jahren haben Paul Babiak und Robert Hare unter dem Titel „Menschenschinder oder Manager“ (München 2007) ein Buch herausgebracht, in dem sie die Unternehmen und die Finanzwelt vor dem Vordringen von „Psychopathen“ in Führungspositionen warnen, weil ihre Skrupellosigkeit und grenzenlose Risikofreude ihnen langfristig großen Schaden zufügen würden. Eine Psychologie, die ihre Erkenntnisse ans Business verschachern will, muss die Systemfehler beim einzelnen Mitarbeiter suchen und nicht bei den Strukturvorgaben einer kapitalistischen Wirtschaft. Die akademische Psychologie ist auf dem gesellschaftlichen Auge blind und versucht

deshalb, wie Peter Brückner bemerkte, „den Stand der Gestirne bei bereichsweise bedecktem Himmel zu bestimmen“. Sie kann nicht erkennen, dass die beklagten Phänomene eine Begleitscheinung des neuen kapitalistischen Zeitalters darstellen, das sich im Abschied von der traditionellen „stakeholder value“- zugunsten der „shareholder value“-Orientierung Ende der 90er Jahre ankündigte. Die entfesselt und hemmungslos, also, wenn man so will, „psychopathisch“ gewordene Geldwelt zieht wie ein Magnet „psychopathische“ Menschen an und produziert sie. Die Qualifikationen für eine Psychopathen-Karriere erwirbt man im Schoß von Familien, die einen Zweckverbund von Warencharakteren und Geldsubjekten darstellen, und in der virtuellen Welt der Computerspiele. Exzessives Spielen - von im Kern „dissozialen“ Computerspielen - trägt dazu bei, „funktionale Psychopathen“ zu erzeugen und qualifiziert den Nachwuchs für ein Leben in der kapitalistischen Welt von heute und morgen. Unter unseren Augen bildet sich ein neues Kindheitsmuster aus, das man als Geräte-Sozialisation bezeichnen kann. In einer Form von postmoderner Kindsaussetzung werden die Kinder zeitig vor elektronische Apparate und technische Geräte gesetzt, die ihre Sozialisierung übernehmen. Auch heutige Eltern wollen, dass ihre Kinder „brav“ sind und funktionieren, aber sie sind nicht bereit, durch persönlichen Einsatz von Nerven und Lebenszeit dazu beizutragen. Sie überlassen die anstrengende Erziehungsarbeit den Lehrern und vertrauen auf den großen „Bravmacher“ Ritalin. Diese psychoaktive Substanz - der im Ritalin enthaltene Wirkstoff Methylphenidat gehört zu den Amphetaminen - wird einer ständig wachsenden Zahl von Kindern beinahe wie ein Nahrungsergänzungsmittel täglich verabreicht. Mit Ritalin und anderen Psychopharmaka werden Kinder fit gemacht für die Konkurrenz, der sie früh ausgesetzt sind und in die sie sich einüben sollen. Der alles beherrschende und von allen vergötterte Markt wirft seine Schatten voraus und so ist das Klima in unseren Schulen gekennzeichnet durch Leistungsdruck, Vereinsamung, Mobbing und Feindseligkeit untereinander. Es steht zu fürchten, dass sozialdarwinistische Leistungskonkurrenz, Bindungslosigkeit, Kälte und Indifferenz sich im Inneren der Kinder als psychische Frigidität, Empathie- und Gewissenlosigkeit reproduzieren werden. Der Narzisst mag heute noch tonangebend sein, die Zukunft gehört dem „Psychopathen“.



In der Stadt begegne ich einer ehemaligen Nachbarin. F. ist Anwältin, ihr Mann hat BWL studiert und arbeitet bei einer Bank. Da beide davon überzeugt sind, dass ein Kind zur Komplettierung eines gewissen Lebensstils unbedingt dazu gehört, haben sie vor etwas über einem Jahr haben ein Kind bekommen. Sie sind daraufhin in eine andere Gegend gezogen und wir haben uns länger nicht gesehen. F. berichtet, dass sie schon drei Monate nach der Geburt der Tochter wieder zu arbeiten begonnen hat. Würde sie längere Zeit zu Hause bleiben, sei sie „weg vom Fenster“ und könne ihre Karriere „knicken“ - so waren ihre Worte. Da sie beide berufstätig sind, wächst das Kind in einer Kinderkrippe und bei der Großmutter auf. „Nachdem Angela-Cathrin die ganze Woche über bespaßt und animiert worden ist, langweilt sie sich beinahe ein bisschen, wenn sie das Wochenende im vergleichsweise reizarmen Klima der Familie verbringt“, sagt F.

mit unüberhörbarem Stolz in der Stimme. Sie deutet die Langeweile des Kindes als Hinweis auf eine Hochbegabung und beteuert, dass sie keine Kosten scheuen würden, um es schon jetzt in jeder nur denkbaren Form zu fördern. Man wisse aus der Hirnforschung, dass sich das Zeitfenster für den Erwerb wichtiger Fähigkeiten zeitig wieder schließe. „Na, dann passt mal auf, dass Euer Kind nicht noch vor Schuleintritt mit einem Burnout zusammenbricht“, sagte ich und wandte mich zum Gehen. „Sie legen sich ein Kind zu, geben es anschließend wie eine Bio-Aktie ins Depot und hoffen auf eine gute Performance“, dachte ich. Nicht nur in den sogenannten bildungsfernen Unterschichten, sondern auch in der Mittel- und Oberschicht ist die gesellschaftliche Produktion von „Psychopathen“ angelaufen.

Don deLillo schildert in seinem Roman „Unterwelt“ in einem breiten Panorama die Unter- und Nachtseite eines prosperierenden Kapitalismus, die aus bewaffneten Dealern, Junkies, Obdachlosen, die in Kühlschrankschrankkartons unter der Autobahn schlafen, Aids-Kranken, verwahrlosten Kindern, herumvagabundierenden Graffiti-Sprühern und durchgeknallten Serienkillern, grassierender Anomie und Paranoia gebildet wird.

Marvin, eine Nebenfigur in Don deLillos Roman, fährt, nachdem er sich Latexhandschuhe übergestreift hat, eine Vorsichtsmaßnahme, die er bei jedem Besuch in der Stadt ergreift, zur Lower East Side. Die vorbeikommenden Menschen sehen „reizbar und ungeliebt“ aus. Er stellt sein Auto in der Hoffnung ab, dass es nicht geknackt oder geklaut werden möge. Wenig später betrachtet er die Auslagen eines Textilgeschäftes. „Ein junger Mann stand neben ihm, schmalgliedrig und tätowiert, mit halbfertigem Schnurrbart, und glotzte ihn an. Er spürte das, den stechenden Blick, der sich direkt in die Seite seines Kopfes bohrte.

Marvin spähte hinüber.

„Was? Ich gucke mir das Schaufenster an“, sagte er.

„Wenn ich gucke, musst du auch gucken?“

„Darf ich nicht gucken? Was? Ist doch ein Schaufenster.“

„Hast gesehen, wie ich gucke. Musste auch gleich gucken?“

„Was? Ich darf also nicht gucken?“

„Ich gucke hier.“

„Das ist ein öffentliches Schaufenster“, sagte Marvin.

„Du willst ein Fenster? Ich fenster dir gleich eine.“

„Was soll das jetzt, auf einmal?“

„Du denkst, du willst gucken? Wirst dich gleich umgucken.“

Marvin ging weg, was sollte er sonst tun, und krümmte die Finger in den Latexhandschuhen. Unmöglich zu leben. Du kannst ja nicht mal die Straße entlanggehen, einen Fuß vor den anderen setzen. Denn was passiert? Die bringen dich um. Die kommen irgendwo raus und stechen dich ab, weil du sie anguckst. Das ist das Allerneueste in puncto Tod und Bedrohung. Du guckst sie

an, sie bringen dich um. Nur ein Blick, der sich mit ihrem Blick trifft, und sie haben das Recht, dein Leben zu beenden.“ (Köln 1998, S. 221)

Erich Fromm konnte als Kind eine Welt nicht begreifen, in der Geld zu verdienen die Hauptbeschäftigung der Menschen war oder sein sollte. Er erzählte von seinem Urgroßvater, der in der Nähe von Würzburg einen kleinen Laden betrieb und Kunden mit der Bemerkung in die Flucht schlug: „Gibt es hier gar keinen anderen Laden wie den meinen? Sie sehen doch, ich bin beschäftigt.“ Er studierte den Talmud und war nicht bereit, die Lektüre des schnöden Mammons wegen zu unterbrechen. Das war im 19. Jahrhundert und kommt uns Heutigen, die wir ins „Nirwana des Geldes“ (Robert Kurz) eingetreten sind, doch vor wie ein Bericht aus einer längst versunkenen Welt.

Zur heutigen Welt passt eine Meldung der *Frankfurter Rundschau* von Anfang Juni 2011: Zwei 14-jährige Jungen aus Oberursel haben das Haus einer alten, geistig verwirrten Dame angezündet. Es sei bei Jugendlichen des Viertels gängige Praxis gewesen, im Haus der Frau nach Geld zu suchen. Die Tür zum Haus der alten Frau sei immer offen gewesen und so habe man sich vom herumliegenden Geld bedient. Da die beiden Jungen bei ihrem Besuch kein Geld fanden und die alte Frau sich nicht zeigte, hätten sie im Wohnzimmer Papier und Taschentücher entzündet. Dann hätten sie das Haus verlassen und vor der Tür in aller Ruhe eine Zigarette geraucht. Als die Fenster barsten und Rauch und Flammen aus dem Haus drangen, seien sie weggelaufen. Die alte Dame konnte von der Feuerwehr nur noch tot geborgen werden.



Wenn ich hier etwas pointiert sage: „Die Psychopathen kommen“, sind eben gerade nicht jene „kriminellen Monster“ gemeint, auf die die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* in einem reißerischen Artikel vom 10. Juli 2011 Bezug nimmt. Fast alle monströsen Verbrecher des 20. Jahrhunderts von Heinrich Pommerenke, über Jürgen Bartsch, Erwin Hagedorn, Ronny Riecken, Rolf Diesterweg bis Frank Gust werden aufgeboten, um ein Bild vom „Psychopathen“ zu zeichnen, das nicht aufklärt, sondern Angst und Schrecken verbreiten soll. Die hier genannten Täter sind eben gerade keine „Psychopathen“ sensu Hare und Cleckley, sondern „sexuelle Sadisten“, die in der Realität glücklicherweise äußerst selten auftreten. Die „Tierzähmung des Menschen“ (Nietzsche) ist ein äußerst kompliziertes und störanfälliges Unternehmen, das gelegentlich scheitert und dann unter anderem solche Perversionen und andere Triebanomalien hervorbringen kann. Was die FAZ und andere Medien betreiben, ist ein großes Ablenkungsmanöver, das dem Handwerk der Zauberer entlehnt ist. Dessen Grundprinzip besteht darin, die Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu lenken als auf das, was sie gerade tun. Das soll in unserem Fall heißen: Man lenkt die Aufmerksamkeit auf Hannibal Lecter-artige Verbrecher, in deren Aufmerksamkeits-Schatten die Psychopathen in Nadelstreifen und Schlipsen in Ruhe ihrem sozial absolut

schädlichen Treiben nachgehen können. Es wird mehr oder weniger bewusst eine soziale Dunkelangst und Verbrechensfurcht erzeugt, die von viel verbreiteteren sozialen Ängsten und Nöten und größeren Verbrechen ablenkt. Wer bilanziert eigentlich das Leiden, das Banker und Spekulanten über die Menschheit bringen? In welcher Statistik tauchen die Selbstmorde, psychosomatischen Krankheiten und die Verzweiflung auf, die die Finanz-Psychopathen zu verantworten haben?

Die von mannigfachen Erfahrungs-, Kompetenz- und Kontrollverlusten bedrohten Menschen rufen unter dem Einfluss medialer Dauermanipulation „Haltet den Dieb!“ und lassen den eigentlichen Dieb entkommen. Ihre Rache- und Vergeltungsbedürfnisse konzentrieren sich auf den Verbrecher, in dessen Verfolgung, Festnahme und Bestrafung der Staat eine Handlungsfähigkeit demonstriert, die ihm ansonsten in immer mehr politischen und ökonomischen Feldern entgleitet. Die Nachricht über den Sexualmord an einem Mädchen und die medial groß in Szene gesetzte Fahndung nach dem Täter eint die ganze Nation auf einer affektiven Ebene wie sonst nichts mehr. Individuen und Gesellschaft verschmelzen im fieberhaften Empfinden einer Bedrohung zu einem einzigen großen Fahndungskollektiv, zur Hetzmeute. Neuerdings sammeln sich solche Hetz- und Lynch-Meuten vor den Häusern entlassener Sexualstraftäter und ehemaliger Sicherungsverwahrter, die aufgrund eines Urteils des *Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte* freigelassen werden mussten. Der kathartischen Funktion traditioneller Opferrituale, die einst die aggressiven Impulse austrieben und die Eintracht und das Gleichgewicht der Gemeinschaft wiederherstellten, muss man die angsterzeugende Funktion unserer heutigen Fahndungsrituale entgegenstellen, die den Status quo dramatisch aufladen und das Leben der Menschen in die erregende Nähe eines Kataklysmus (damit Sie sich das Googeln ersparen: einer riesigen, alles zerstörenden Katastrophe) rücken. Irgendwo „da draußen“ liegt ein Monster auf der Lauer, alle Beteiligten spielen in einem schlechten Film mit, der zugleich Krimi, Western und Horrorschinken ist. Nach zu satanischen Ungeheuern stilisierten Kriminellen wie Zurwehme, Schmökel und anderen wird nicht mit einem derartigen Aufwand an Menschen, Geld und Medienpräsenz gefahndet, weil sie eine tatsächliche Bedrohung unserer Ordnung darstellen. Eine von Desintegration und dem Schwund von Solidarität heimgesuchte Gesellschaft stilisiert sie erst zu Rittern der Apokalypse, um den leeren Raum zu füllen, den der Verlust des Feindes – der früher stabil und verlässlich vom Ostblock und dem sogenannten Kommunismus gestellt wurde - hinterlassen hat, und in ihrer Bekämpfung und Dingfestmachung ein trügerisches Gefühl von Sicherheit und Homogenität zu erzeugen. „Nur hochgradig aufgeheizte, hysteroide und paniknahe Spannungszustände“, schreibt Peter Sloterdijk, „vermögen einen zerspaltenen, verängstigten und vielfältig differenzierten Volkskörper in ein in gemeinsamen Themen und Sorgen vibrierendes Schein-Ganzes zu verwandeln.“



Mario Monti, früherer EU-Wettbewerbskommissar und neoliberaler Wirtschaftswissenschaftler, und Lucas Papademos, ehemaliger Vizepräsident der Europäischen Zentralbank, sollen nun Italien und Griechenland retten und aus der Krise führen. Als ich hörte, dass im Grunde zwei Banker die Regierungsgeschäfte in diesen Ländern übernehmen sollen, fiel mir eine Geschichte ein, die Alfred Kantorowicz eingangs seines *Deutschen Tagebuches* erzählt. Die Geschichte spielt irgendwann und irgendwo in China und geht abgekürzt so: Ein Bauer reitet aus seinem abgelegenen Dorf in die nächste Stadt, um etwas einzukaufen. Auf dem Rückweg sieht er zu seinem Entsetzen einen riesigen feuerspeienden Drachen, der ihn verschlingen will. Der Bauer reitet um sein Leben, und tatsächlich gelingt es ihm, zu entkommen. Nicht mehr weit von seinem Dorf entfernt, begegnet er dem Kind eines Nachbarn, das auf dem Weg zur Großmutter in der Stadt ist. Der Bauer warnt das Kind vor dem Drachen, der auf dem Weg zur Stadt lauere, und lässt es hinter sich aufsitzen, um ins Dorf zurückzureiten. Das Kind hinter ihm beginnt ihn neugierig nach dem Drachen auszufragen, ob er Feuer gespien, ob er riesige Drachenzähne und furchtbare Klauen gehabt habe? Als der Bauer alle Fragen beantwortet hatte, schwieg das Kind einen Moment. Dann sagte es mit süßer, einschmeichelnder Stimme: „Sieh dich doch mal um, sah er vielleicht so aus?“ Als der Bauer sich umwandte, da saß hinter ihm der Drache auf dem Pferd und drehte ihm mit seinen fürchterlichen Klauen den Hals um.


An manchen Abenden ...
entronnen den Schrecken der Ökonomie ...
erschauert er, sieht er die Horden
der wilden Jagd vorüberziehen...

Arthur Rimbaud

Sicher sind nur die Katastrophen, auf die wir sehenden Auges zusteuern. Alles andere hängt vom verändernden Eingriff der Menschen ab. Bei der Verwirklichung der in der gegenwärtigen Gesellschaft immer noch angelegten besseren Möglichkeiten können wir uns weder auf eine der Geschichte innewohnende Tendenz, noch auf ein kollektives Subjekt verlassen, das sie realisieren wird. Wir, die heute lebenden Menschen, sind es, die den Wahnsinn der rasenden Ökonomie und der losgelassenen Märkte stoppen und die Kontrolle über die Ökonomie zurückgewinnen müssen. Eine von der Tyrannei der Ökonomie befreite Gesellschaft würde sich vom Leitbild des an nichts gebundenen, keiner Tradition verpflichteten, rücksichtslos und wendig seiner individuellen Nutzenmaximierung und der Kurssteigerung seiner Selbstwert-Aktien nachjagenden „flexiblen Mensch“ verabschieden. Ihr Hauptaugenmerk gälte der Erfindung und Schaffung neuer verlässlicher Räume, in denen es Kindern möglich ist, unter Bedingungen raum-zeitlicher Konstanz und leiblicher Anwesenheit von Erziehungspersonen ihre psychische Geburt zu vollenden und sich zu Menschen in einer menschlichen Gesellschaft zu entwickeln. Eine Gesellschaft, die ihre soziale Integration und den zwischenmenschlichen Verkehr auf Formen solidarischer Kooperation gründet, statt auf einer letztlich a-sozialen Vergesellschaftung durch Markt und Geld, wird

auch andere psychische Strukturen und andere Formen der Vermittlung von Psychischem und Gesellschaftlichem hervorbringen, für die uns Heutigen die richtigen Begriffe fehlen. Allenfalls wird man sagen können, dass der individuelle Selbstwert einen ausgeprägteren Bezug zur Gemeinschaft aufweisen würde, in der der Einzelne in echter Solidarität aufgehoben wäre. Oder mit den Worten aus dem *Kommunistischen Manifest*: Angestrebt wird eine Gesellschaft, in der „die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist“.

Die Erzeugung des Menschlichen wäre der Hauptproduktionsgegenstand einer „Ökonomie des Glücks“ (Bourdieu), die es den Menschen gestattet, sich zu entfalten, ihre noch nicht gelebten, von der Klassengesellschaft an der Entfaltung gehinderten Möglichkeiten zu entdecken und hervorzubringen. Zum ersten Mal in der Geschichte könnte aus der dem Menschen innewohnenden Möglichkeit, vernünftig zu werden, konkrete gesellschaftliche Wirklichkeit werden. So würden sich bei zu Ende geborenen Menschen die subjektiven Voraussetzungen wahrhafter Demokratie ausbilden, die vor allem in den Fähigkeiten bestehen, mit Ambivalenzen, Schwebeständen, offenen Fragen und Konflikten umgehen zu können. Diese reifen, wenn man so will: dialektischen Subjekt- und Ich-Funktionen, würden die Menschen instand setzen, unlösbare Widersprüche prüfend in der Schwebelage belassen und Dissens und Verschiedenheit ertragen zu können. Die dem getretenen, ewig geduckten „kleinen Mann“ eigene „Wut auf die Differenz“ könnte sich zurückbilden und schließlich absterben, wenn ihm von den Verhältnissen weniger Bosheit eingepresst würde.

Schließen wir mit den letzten Sätzen aus Ernst Blochs „Prinzip Hoffnung“: „Der Mensch lebt noch überall in der Vorgeschichte, ja alles und jedes steht noch vor Erschaffung der Welt, als einer rechten. Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfasst und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“ 

Über den Autor

Götz Eisenberg (* 1951), deutscher Sozialwissenschaftler und Publizist, arbeitet als Gefängnispsychologe in Butzbach. Neben intensiver, auch kultureller Arbeit mit den Gefangenen schreibt er Essays in der Tradition der Neuen Linken und veröffentlicht vor allem in "Der Freitag", der Zeitschrift "psychosozial" und der „Frankfurter Rundschau“.

Als einer der ersten Autoren in Deutschland wandte er sich dem Thema „Amok“ zu und veröffentlichte zu diesem Thema 2010 im Münchner Pattloch-Verlag den Band "Damit mich kein Mensch mehr vergisst! Warum Amok und Gewalt kein Zufall sind".

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

AUSWEGE – Perspektiven für den Erziehungsalltag

Online-Magazin für Bildung, Beratung, Erziehung und Unterricht

www.magazin-auswege.de

auswege@gmail.com